



Masterarbeit

Tiere, Frauen und Literatur

Eine Untersuchung zum Mensch-Tier-Verhältnis
und dessen literarischer Repräsentation
in Claudia Schreibers *Emmas Glück* und Marlen Haushofers *Die Wand*

vorgelegt am 21.08.2014

Erstgutachten: Prof. Dr. Bożena Chołuj
Zweitgutachten: Prof. Dr. Annette Werberger

warmer tieratem weiche nasen gebrüll aus dem lkw und rosa nasen diese nasen tief im ohr eines esels
wühlen schwarze finger saugen fühlen mein baby mein tierkind mein lebenssinn wie gut du riechst und
nasse tropfen auf der nase zunge allzu rau verstehst du mich eigentlich ein durstiges kälbchen an meiner
brust ein mensch der einem tier gleicht ein mensch der ein tier ist wo ist die einheit wo der ursprung wo
die natur die natur in uns wenn man die haut strafft zieht während die mücke blut saugt kann sie nicht
entkommen und saugt weiter bis sie platzt eine **Carolin Pscheidl** spinne eine spinne und etliche esel
galoppieren auf mich zu den berg hinunter endlich frei endlich ich und wieder zurück und ein mensch all
die menschen wie ameisen nur ohne gemeinsames ziel die stadt gleicht einer krebszelle die stadt macht
krank und dann die qualle am strand die ich durch das netz warf und das tote meerschwein draußen in
der sonne warmer felliger leib und all die sehnsucht in den büchern in den werken wenn vom stallgeruch
die rede ist neidisch neiderfüllt ist das meine wirklichkeit hat jemand eine ahnung was es bedeutet mensch
zu sein was es **Intercultural Communication Studies (MA)** bedeutet tier zu sein mein sohn
zerdrückt käfer mit dem finger sind wir nicht alle raubaffen und gibt es daran überhaupt auch nur
irgendetwas auszusetzen wissenschaft geplänkel rechthaberei und all das was dem wahren leben der
wahren tierwelt so fern ist und das vogelküken furchtbar klein furchtbar zart wird geschützt nur das
schwein in meiner salami nicht nur nicht das kalb meines schnitzels so zart kann niemand sein doch wer
mein kind tötet den töte ich einheit einheit eine scheinchwangere dackelfrau und all die milch und die
kaninchen und der duft des geöffneten stalls warum hängt mein nachbar nur immer decken davor warum
kann ich dagegen nichts tun warum bin ich so machtlos was geht es mich eigentlich an liebe liebe geht
mich an und die verschmelzung ich werde sie finden die einheit der welt ich bin das tier und werde zu
erde und endlich endlich wieder zum tier das endlich nicht mehr reflektieren muss das endlich frei ist das
endlich lebt wann rieche ich wieder den duft der kühe denn dann werde ich endlich zuhause sein und
warmen warmen atem spüren und zu leib und masse und kraft werden und endlich nur noch fühlen
fühlen verzeih mir kleines meerschweinchen eine schildkröte beim salat essen ein mensch ohne kleidung
eine reise in uns selbst ins glück in warmen warmen atem

INHALTSVERZEICHNIS

1	ZU BEGINN.....	1
1.1	Die erste Begegnung – <i>Das Waldhaus</i>	1
1.2	Einleitung.....	3
1.3	Zur Verwendung der Begrifflichkeiten.....	6
2	DAS MENSCH-TIER-VERHÄLTNISS – EINE AUSWAHL THEORETISCHER ÜBERLEGUNGEN UND FAKTEN.....	9
2.1	Tierstudien, Human Animal Studies und die kulturwissenschaftliche Perspektive – Forschungslage, Grundsätze und (un-)lösbare Probleme?.....	9
2.1.1	Zum Forschungsstand der Tierstudien – Probleme und Chancen.....	9
2.1.2	Die Grundsätze der Human Animal Studies sowie deren kritische Forderungen und Impulse.....	11
2.1.3	Besonderheiten bei der Untersuchung von Tieren im kulturwissenschaftlichen Forschungsfeld.....	14
2.1.3.1	Zur Problematik des „Tiers“ in der Kulturwissenschaft nach Julie A. Smith	14
2.1.3.2	Postmoderne Impulse als Lösung und Chance.....	16
2.2	Das Tier in der Philosophie: Schlaglichter.....	18
2.2.1	Zur Sicht des Tieres in der Geschichte der westlichen Philosophietradition.....	18
2.2.2	Der mangelhafte Mensch – die besondere Theorie Arnold Gehlens.....	20
2.2.3	Die Mensch-Tier-Problematik in der Philosophie der Gegenwart.....	21
2.2.3.1	Die Forderung nach einem <i>animal turn</i> – Sven Wirths Speziesismus- und Herrschaftskritik.....	22
2.2.3.2	Zur Kritik des Antispeziesismus-Konzepts – Arnd Hoffmann.....	24
2.2.3.3	Netzwerkartige Verbindungen – Bruno Latour.....	25
2.2.3.4	Die „anthropologische Maschine“ – Giorgio Agamben.....	26
2.2.3.5	Gibt es überhaupt „das Tier“? Ludger Schwartes kleiner Denkanstoß.....	27
2.2.3.6	Die Sicht Heinz von Foersters – zugleich ein Zwischenfazit über unbeantwortbare Fragen.....	28
2.3	Das Mensch-Tier-Verhältnis damals und heute – eine Kontexteinbettung.....	29
2.3.1	Ein Rückblick in die Geschichte des Mensch-Tier-Verhältnisses.....	30
2.3.2	Die aktuelle Lage – Vermenschlichung vs. Vermassung.....	32
3	TIERE UND FRAUEN IN LITERARISCHER, KOMPARATIVER UND FILMISCHER ANALYSE UND INTERPRETATION.....	37
3.1	<i>Die Wand</i>	37
3.1.1	Romaninhalt.....	37
3.1.2	Befreiung oder Gefangenschaft? Zur <i>Funktion</i> der Tiere im Roman sowie den Interpretationsmöglichkeiten der weiblichen Seinserfahrung in der Natur.....	39
3.1.2.1	Unter Menschen und doch so fremd – das frühere Leben der Erzählerin.....	39
3.1.2.2	Sorge, Liebe und Verantwortung – zur Funktion der Tiere für die Selbstfindung der Erzählerin.....	40
3.1.2.3	Mutterschaft als existenzielles Bedürfnis – die Tiere als Ersatzfamilie.....	42
3.1.2.4	Die Hausfrau in der Natur – eine missglückte Autarkie? Zum Naturdiskurs Haushofers.....	43

3.1.2.5	Zur psychoanalytischen Deutung des Romans von Elke Brüns.....	45
3.1.2.6	Zur Wehrsetzung gegen das Patriarchat – weibliche Moral als Waffe? Die Interpretation Anke Noltes.....	46
3.1.2.7	Die Geburt des Kalbs.....	47
3.1.2.8	Doppelexistenz und Zukunftszeichen – die Krähenzeit.....	48
3.1.3	Zur <i>Darstellung</i> der Tiere im Roman.....	51
3.1.3.1	Der Hund „Luchs“.....	52
3.1.3.2	Die Haustiere.....	55
3.1.3.3	Die Wildtiere.....	63
3.1.4	Ein kleines Zwischenfazit zur <i>Wand</i>	65
3.2	<i>Emmas Glück</i>	66
3.2.1	Romaninhalt.....	66
3.2.2	Zur Darstellung tierlicher Menschen und menschlicher Tiere.....	67
3.2.3	Emma und die Schweine – ein ganz besonderes Verhältnis.....	70
3.2.4	Ein glücklicher Tod? Zur Schlachtmethode Emmas.....	71
3.2.5	Der Blick des Stadtmenschen – die Rolle des Max und der Wandel seiner Perspektive.....	73
3.2.6	Nie wieder schlachten – die radikale Wandlung Emmas.....	76
3.2.7	Emmas Vergangenheit und die (tierlichen) Schlüsselerlebnisse ihrer Kindheit... ..	78
3.2.8	Das Ende – die Befreiung von Max, den Tieren und Emma selbst.....	81
3.3	Ein Romanvergleich vor dem Hintergrund einiger Forschungsansätze aus den Gender-, Queer- und Human Animal Studies.....	83
3.3.1	Weiblichkeit = Natur / Männlichkeit = Vernunft? Zur Repräsentation einer bedeutenden Dichotomie in den Romantexten.....	83
3.3.2	Tiere und Frauen – ein gleiches Schicksal? Zu strukturellen Analogien zwischen Geschlechterbinarität und dem Mensch-Tier-Verhältnis.....	88
3.3.3	Die „queere“ Perspektive – Swetlana Hildebrandts Ansatz.....	91
3.3.4	Implikationen der Untersuchungen über Frauen und Tiere für die literarische Textinterpretation – ein Zwischenfazit über das Besondere der Literatur.....	94
3.4	Zur filmischen Umsetzung der Romane.....	96
3.4.1	Die Liebe im Fokus – <i>Emmas Glück</i> (2006).....	97
3.4.2	Graue Zeiten – <i>Die Wand</i> (2012).....	98

FAZIT.....101

LITERATURVERZEICHNIS.....107

1 Zu Beginn

1.1 Die erste Begegnung – *Das Waldhaus*

Eines der ersten und faszinierendsten Bücher meiner Kindheit war *Das Waldhaus* der Brüder Grimm. Als „Ein Beschäftigungsbuch zur Selbstanfertigung von Stabpuppen und Szenerien“ im Untertitel deklariert, haben mich vor allem die seltsamen, sehr schönen, aber immer irgendwie düsteren Aufnahmen von Puppenarrangements in ihren Bann gezogen, mit denen das Buch reich bestückt ist. Auf mich wirkte es dadurch wie ein sehr lebendiges, mystisches und irgendwie auch gruseliges Buch, vor dem ich immer einen gewissen Respekt hatte. Noch dazu haben seit Beginn meiner Erinnerung ganz hinten ein paar Seiten gefehlt, weswegen die letzten beiden – nebeneinander stehenden – Abbildungen nie sofort einen schlüssigen Sinn ergaben. Der Ausgang – der Satz wurde einfach in der Mitte unterbrochen – blieb durch den Seitenverlust immer offen, was das Buch noch anregender für mich machte, denn so konnte ich mir das Ende stets selbst ausmalen. Das klassische Ende – ganz typisch nach Grimm'scher Art – war natürlich eine Bestrafung der Bösen und der Sieg des Guten; doch eigentlich könnte es auch ganz anders ausgehen.

Die Geschichte ist schnell erzählt: Die drei Töchter eines armen Holzfällers werden an drei aufeinanderfolgenden Tagen in den Wald geschickt, um dem Vater etwas zu Essen zu seiner Arbeit zu bringen; alle drei verlaufen sich und gelangen letztendlich am späten Abend zu einem Waldhaus, in dem ein alter Greis und drei Tiere – eine Kuh, ein Huhn und ein Hahn – hausen. Alle drei Mädchen bitten jeweils um eine Übernachtungsmöglichkeit, es wird ihnen vom Alten – der seine Tiere nach ihrer Meinung dazu befragt und von ihnen auch Antwort bekommt – zugestanden, dafür soll aber ein Abendessen gekocht werden. Die ersten beiden Mädchen bereiten dieses zu und essen sich satt, ohne auch nur einen Gedanken an die Versorgung der Tiere zu verschwenden, und fragen danach sogleich nach dem Bett, woraufhin die Vernachlässigten sich bereits bedenklich äußern: „Du hast mit ihm gegessen, du hast mit ihm getrunken, du hast an uns gar nicht gedacht, nun sieh auch, wo du bleibst die Nacht.“¹ Der Mann schickt also das erste Mädchen hoch ins Bett, und als sie eingeschlafen ist, kommt er hinterher, öffnet kopfschüttelnd eine Falltür und lässt sie in den Keller hinabsinken – das Gleiche ereignet sich am zweiten Abend mit der zweiten Tochter. Schon Bedenken habend, ob nicht ihre dritte und letzte Tochter auch verloren gehen könnte, wird nun auch

¹ Brüder Grimm (1980): *Das Waldhaus. Ein Beschäftigungsbuch zur Selbstanfertigung von Stabpuppen und Szenerien*. 3. Aufl. Niederwiesau: Karl Nitzsche. S. 8.

noch diese in den Wald geschickt. Als sie des Nachts am Waldhaus ankommt, verhält sie sich ganz anders – nach ihrer Bitte um Übernachtung streichelt und kraut sie zunächst liebevoll die Tiere. Nachdem sie das Essen zubereitet hat, fragt sie: „Soll ich mich sättigen, und die guten Tiere sollen nichts haben? Draußen ist Hülle und Fülle, erst will ich für sie sorgen“², woraufhin sie die Tiere mit viel Futter und Wasser versorgt, bevor sie selbst die Reste von der Suppe isst. Die Tiere fangen danach an, vor Müdigkeit mit den Augen zu blinzeln – das Mädchen bezieht sie sofort mit ein und erkundigt sich danach, ob sie nicht schlafen wollen. Danach geht sie selbst mit dem alten Mann zusammen hoch, deckt die Betten auf und beide legen sich nieder. Nachts erwacht sie einmal kurz um Mitternacht durch großes Poltern und Rumoren, schläft danach dann aber weiter. Als sie morgens dann im Sonnenschein erwacht, liegt sie plötzlich in einem großen, königlich glänzenden Saal – und an dieser Stelle endet bereits meine Ausgabe, auf der nächsten Seite ist nur ein dunkler, schlafäugiger Köhler im Wald vor einem großen Berg schwarzer Kohle zu sehen.

In der Grimm'schen Version hat sich der alte Greis über Nacht in den Prinzen zurückverwandelt, der er einst war, und die Tiere in seine Diener; er unterlag einem Fluch, dessen Bann nur dann gebrochen werden konnte, wenn ein Mädchen sich nicht nur gegen Menschen, sondern auch gegen Tiere liebevoll zeigt. Die beiden heiraten, während die beiden Schwestern des Mädchens bis zu ihrer Wesensbesserung beim Köhler im Wald arbeiten sollen.



Eine Idylle von Gleichberechtigung und vorbildlicher Tierversorgung?
Das Grimm'sche Waldhaus³

² Brüder Grimm 1980, S. 15.

³ Ebd. S. 16.

Ich weiß nicht, warum mich gerade diese Geschichte so tief geprägt hat – aber immer, selbst noch heute, erfasst mich eine Art tiefe Ehrfurcht und Faszination, wenn ich das Buch in die Hand nehme. Die Lehre der Geschichte – nämlich immer zuerst für die Tiere, und danach für sich selbst zu sorgen – wurde auch bei meiner Erziehung so fortgeführt. Eine dem Wohle des Tieres entsprechende Pflege war so für mich die Prämisse bei all den vielen Tieren, die ich während meiner Kindheit und Jugend und auch noch als junge Erwachsene besessen habe.

Mittlerweile lese ich das Buch nicht mehr nur mit Kinderaugen und bin in der Lage, auch andere Perspektiven in die Interpretation mit einzubeziehen. Denn auch wenn *Das Waldhaus* auf den ersten Blick eine gute Moral vermitteln will, so wird dennoch nicht im Geringsten die Tatsache an sich hinterfragt, dass der Mensch überhaupt die Tiere bei sich zuhause hält. Warum verschwindet der alte Mann, der die Tiere ebenfalls nur als Nutztiere hält, nicht ebenfalls in der Falltür? Oder warum bestrafen nicht die Tiere selbst die beiden „unfreundlichen“ Mädchen, sondern stattdessen der alte Mann? Implizit wird ihnen dadurch sofort eine volle Handlungsfähigkeit zugeschrieben, sie wirken wehrlos, eigentlich ganz entsprechend ihrer Rolle als vom Menschen domestizierte und abhängige Nutztiere.

Dennoch – die bei mir so tiefe Verankerung der von den Grimms intendierten Moral von der ‚Geschicht‘ beweist mir, welchen starken Einfluss tatsächlich gelesene Literatur auf die Leser⁴ haben kann, und zwar weit über den Moment des Lesens hinaus bis in deren reale Lebenswelten hinein. Und so ist es letztendlich in weiterer Folge auch dazu gekommen, dass ich mich bei der hier vorliegenden Abschlussarbeit ebenfalls für eine Analyse und Interpretation literarischer Texte, in denen auch die Behandlung von Tieren eine ganz zentrale Rolle spielt, entschieden habe, da beides – sowohl Tiere als auch Literatur – schon immer mein Leben bereicherten und bestimmten. In diesem Sinne bin ich gespannt, wohin es mich diesmal führen wird...

1.2 Einleitung

Das Vorhaben dieser Arbeit – nämlich das Mensch-Tier-Verhältnis und dabei insbesondere die Rolle von Tieren in fiktionalen Texten zu untersuchen, mithilfe von Tierstudien also eine literarische Analyse durchzuführen – erwies sich für mich als eine sehr interessante Herausforderung und durchaus kein leichtes Unterfangen. Neben meinem lebenslang vorhandenen großen Interesse für Tiere war der Ausgangspunkt zunächst die Begeisterung für

⁴ In dieser Arbeit habe ich mich für die durchgängige Verwendung des generischen Maskulinums entschieden, welches weibliche *und* männliche Personen gleichermaßen einschließt.

zwei Romane, in denen die Beziehung zwischen Mensch und Tier sowie die Behandlung von Tieren im Allgemeinen jeweils eine bedeutende Rolle spielen, nämlich Claudia Schreibers *Emmas Glück* und Marlen Haushofers *Die Wand*.

Ich musste schnell feststellen, was es bedeutet, sich in theoretischer Weise – und dann auch noch erklärtermaßen wissenschaftlich! – mit Tieren als Lebewesen, als Phänomen, als Zeichen, als Fremde und Gleiche, als in *irgendeiner* Beziehung zu Menschen stehend und von diesen mit *irgendwelchen* Bedeutungen ausgestattet auseinanderzusetzen. Es bedeutet nicht weniger, als sich zunächst einmal einer unzähligen Fülle von Theorien, Erklärungsmöglichkeiten, Ansätzen und Meinungen aus den verschiedensten Bereichen zu ergeben, von denen die Biologie, Philosophie, Anthropologie und Kulturwissenschaft vielleicht als Hauptströme, aber ganz und gar nicht als einzige sich mit den Tieren beschäftigenden wissenschaftlichen Zweige zu nennen sind, denn Tiere sind etwa auch aus theologischer, geschichts-, rechts-, kunst- oder sozialwissenschaftlicher Perspektive zu betrachten. Allein also der Versuch, zu einem Gesamtverständnis von Tieren zu gelangen oder auch nur einen Überblick über all die unterschiedlichen Meinungen zu bekommen, geschweige denn sie in einen sinnvollen, strukturierten Zusammenhang zu bringen, muss, wenn nicht schon an der immensen Theorienvielfalt, dann zumindest an der schierem Unergründlichkeit des Themas an sich scheitern, denn – und so viel kann ich schon vorwegnehmen – Tiere sind schlichtweg *nicht* erfassbar, und es kann sich hier immer nur um subjektive, aber nie um wissenschaftlich oder objektiv *beweisbare* Ergebnisse handeln, was von den Forschern in diesem Bereich, zumindest meiner Ansicht nach, grundsätzlich akzeptiert werden muss. Erst auf Basis dieser Akzeptanz kann das – in Bilsteins Worten – uralte und offenbar nie endende Weltgespräch über Tiere, das sich zunächst und hauptsächlich um uns selbst dreht⁵, in einer Weise fortgeführt werden, die es uns ermöglicht, der wissenschaftlichen Definitions- und Kategorisierungswut endlich zu entkommen und es bewusst hinzunehmen, dass die Tiere, wie wir sie sehen, immer „unsere Tiere“, also Tiere in unseren Augen bleiben und anders nicht erfassbar sein werden. Für Bilstein ist das, was man beim Blick auf diese Vielfalt gewinnen kann, übrigens schlichtweg nicht mehr als „ein Stück selbstlosen Interesses: Das ist ein großes Staunen; ein bewunderndes, manchmal vielleicht neidisches Staunen angesichts einer unfassbar reichen Natur.“⁶ Interessant ist es dann, welche

⁵ Bilstein, Johannes (2002b): *Unsere Tiere*. In: Bilstein, Johannes (Hg.): *Das Tier in mir. Die animalischen Ebenbilder des Menschen*; [erschienen anlässlich der Ausstellung Das Tier in mir - die Animalischen Ebenbilder des Menschen vom 26. Januar - 01. April 2002 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden]. Köln: König, S. 19.

⁶ Vgl. ebd. S. 27.

Erkenntnisse sich für jeden von uns eben erst auf *dieser* Grundlage entwickeln und wie diese im Weiteren unsere und die Lebenswelt(-en) der Tiere beeinflussen können.

Fast genau das gleiche Prinzip sollte nicht nur für die Tierforscher, sondern auch für Literaturwissenschaftler gelten. Die Erkenntnis darüber, dass *jede* mögliche Interpretation eines Textes stets immer nur *eine* von vielen Möglichkeiten ist, die eben nur genau aus *unserer* eigenen individuellen Empfindung und unserem eigenen Verständnis heraus entstehen konnte, kann die Grundlage für eine viel offenere und freiere Forschungsweise bilden, die von strikten und rechthaberischen Interpretationsvorgaben absieht und den Weg für erkenntnisreiches und interdisziplinäres Arbeiten freimacht.

Weiterhin musste ich in Kauf nehmen, dass man bei dem Versuch einer Verknüpfung von Literaturwissenschaft und Tierstudien eher eine Art Neuland betritt – zumindest ist diese Verbindung noch lange nicht hinreichend erforscht und es gibt demzufolge noch kaum zufriedenstellende Literatur dazu, die ich eingangs hätte erwähnen können. Demzufolge habe ich mich im ersten Teil der Arbeit vor allem den Tierstudien bzw. Human Animal Studies selbst gewidmet, um zunächst einmal einen kleinen Einblick in die Arbeits- und Denkweisen jener in diesem Gebiet Forschenden geben zu können. Aufgrund der großen Fülle bzw. Vielfalt an Materialien und Herangehensweisen habe ich mich im Weiteren dann auf ein paar Einblicke in philosophische Betrachtungsweisen des Mensch-Tier-Verhältnisses beschränkt, da die Diskussionswürdigkeit dieser Beziehung am ehesten für die in den Blick genommenen Romane von Belang ist und so eine theoretische Grundlage bzw. Einstimmung geboten werden kann, auch wenn die Theorien nicht direkt mit den Texten in Verbindung stehen. Bei der Auswahl der in diesem Kapitel vorgestellten Ansätze stehen vor allem die Fraglichkeit der zumeist anthropozentrischen Perspektive und das Konzept des Speziesismus im Vordergrund meines Interesses.

Was ebenfalls eine wichtige Rolle für die Untersuchung der Romane spielt, ist deren Einbettung sowohl in den geschichtlichen als auch in den aktuellen Kontext des Mensch-Tier-Verhältnisses im Allgemeinen. Wie hat sich dieses im Laufe der Zeit entwickelt und verändert, wie war es damals, wo stehen wir jetzt? Nur mit diesem Hintergrundwissen kann man die jeweilige Beziehung zwischen Mensch und Tier in den Werken besser verstehen, einordnen und bewerten, weshalb diesem Schwerpunkt ebenfalls ein eigenes Kapitel gewidmet ist.

In der literarischen Hauptanalyse soll sich dann endlich den Werken selbst gewidmet werden. In beiden Romanen befindet sich die jeweilige Protagonistin in einer eher außergewöhnlichen (Grenz-)Situation und hat ein ebenso außergewöhnliches Verhältnis zu Tieren. Eine weitere Ähnlichkeit ist, dass jede der beiden am Ende einen Mann tötet, wenn auch aus unterschiedlichen Beweggründen. Diese doch handlungszentralen Parallelen haben mich nicht nur zu Einzelanalysen, sondern auch zu einem Vergleich der beiden Werke angeregt. Dabei hat sich ergeben, dass nicht nur die Darstellung, Funktion und Wirkung der Tiere an sich von Belang ist, sondern in beiden Werken auch die darstellende Verbindung und das Verhältnis insbesondere von *Frauen* zu Tieren eine zentrale Rolle spielt und einer genaueren, an den Gender Studies angelehnten Beleuchtung bedarf. Dieser Problematik versuche ich also in der literarischen Komparation gerecht zu werden, jedoch sollen nicht zuletzt in diesem Zusammenhang auch kurz und prägnant die filmischen Umsetzungen der beiden Werke miteinander verglichen werden.

Durch was also das Mensch-Tier-Verhältnis gekennzeichnet und auf welche Weise es theoretisch bearbeitbar ist, wie genau die Darstellung und Funktion von Tieren im Roman untersucht werden kann und mit welchen Ergebnissen zu rechnen ist, was für eine Rolle Frauen dabei spielen und welche Form die Verschmelzung von Tierstudien und Literaturwissenschaft dann tatsächlich in der Praxis annimmt, sind Fragen, auf die in dieser Arbeit eine Antwort gefunden werden soll; schlussendlich auch darauf, was dieses Unterfangen, also die kulturwissenschaftliche Arbeit mit Tierstudien und deren Anwendbarkeit auf Literatur- und Medienwissenschaften, leisten kann, ob es überhaupt ein sinnvolles ist und was in Zukunft noch getan werden könnte, um dieses (noch) fruchtbar(-er) zu machen.

In diesem Sinne stelle ich die Arbeit unter das in Thomas Manns *Zauberberg* von der Figur des Lodovico Settembrini dem Protagonisten Hans Castorp unterbreitete Motto „*placet experiri*“.⁷ Ähnlich der Hauptfigur jenes Romans möchte ich also mit einer unbefangenen Neugierde die verschiedenen Theorien und Ansichten durchstreifen, mich hier und da anlehnen, dies und jenes zurückweisen, um letztendlich zu meiner eigenen, wenigstens *meinen* Horizont erhellenden Sichtweise und einem für mich zufriedenstellenden Ergebnis – und damit auch wieder zurück zur Realität – zu gelangen.

⁷ Mann, Thomas (2003): *Der Zauberberg*. Lim. Sonderaufl. Frankfurt am Main: Fischer Verlag. S. 141.

1.3 Zur Verwendung der Begrifflichkeiten

Bei der Recherche im Bereich der Human Animal Studies fällt unweigerlich auf, dass dort konsequent die Begriffe *Menschen* und *nichtmenschliche Tiere* verwendet werden. Als Begründung für die gewählte Terminologie wird angegeben, dass auf das „Kontinuum zwischen Menschen und anderen >Tieren< aufmerksam gemacht und die dichotome Gegenüberstellung von Menschen auf der einen und >Tieren< auf der anderen Seite“ kritisiert werden solle, da eben genau diese Dichotomie die Gemeinsamkeiten zwischen Menschen und nichtmenschlichen Tieren verschleierte und die Vielfalt der unter dem Begriff „Tiere“ subsumierten vielen unterschiedlichen Tierarten außer Acht gelassen werde.⁸

Außer beim Zitieren möchte ich diese Begrifflichkeiten in meiner Arbeit jedoch nicht übernehmen, da ich sie als sehr störend und behindernd im Lesefluss empfinde und dies meiner Meinung nach ihren Inhalt und Sinn nicht rechtfertigt. Hierbei schließe ich mich Arnd Hoffmans Worten aus seiner Kritik des Antispeziesismus an, dass die Bedeutung eines Begriffs in seinem Gebrauch und Kontext liege, nicht in ihm selber, und daher künstliche Wortneuschöpfungen nicht unbedingt eine Sache genauer treffen müssten.⁹ Die Intention für jene Wortneuschöpfung mag zwar grundsätzlich gut sein, aber die Umsetzung ist nicht kohärent genug – warum dann nicht gleich von *menschlichen* und *nichtmenschlichen Tieren* sprechen? Bei *Menschen* und *nichtmenschlichen Tieren* hingegen wird durch die Holperigkeit der Ausdruckskombination meines Erachtens erst recht auf ihre Verschiedenheit aufmerksam gemacht. Es erscheint für mich nicht notwendig, eine bessere Formulierung zu finden, da ich absolut nichts Negatives in der weiteren Benutzung der Begriffe *Menschen* und *Tiere* sehe, die einfach zwei Gattungen des gemeinsamen Nenners *Lebewesen* benennen. Himbeeren und Äpfel würde ich auch nicht als Himbeeren und *nichtbeerige* Früchte bezeichnen; und auch Mann und Frau werden als zu den Menschen gehörend einzeln benannt, und nicht als Frau und *nichtfrauliche* Wesen oder umgekehrt – das ginge am Wesentlichen vorbei und wäre äußerst paradox. Nicht immer ist die Dekonstruktion oder Auflösung von Begrifflichkeiten sinnvoll, nicht immer können Kategorisierungen dadurch verhindert werden. Wenn es von

⁸ Chimaira Arbeitskreis (2011b): *Eine Einführung in Gesellschaftliche Mensch-Tier-Verhältnisse und Human-Animal Studies*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 33. Auch Derridas Sicht der Tiere geht in eine ähnliche Richtung – für ihn ist ebenfalls allein schon die Homogenisierung der gesamten Vielfalt aller nichtmenschlichen Lebewesen in die Kategorie „Tier“ ein Zeichen von Gewalt, interessiertem Verkennen und „ein erstes Verbrechen gegen die Tiere.“ ist. Vgl. Derrida, Jacques (2010): *Das Tier, das ich also bin*. Wien: Passagen. S. 79f.

⁹ Vgl. Hoffmann, Arnd (2007): *„Ein Königstiger als Vegetarianer“*. Zur Kritik an der Utopielosigkeit von Antispeziesismus und Veganismus. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 183.

Belang sein sollte, auf die gleiche *Art* von Menschen und Tieren hinzuweisen, finde ich die Lösung von Markus Kurth hingegen optimal, weil bei weitem nicht so holperig, wenn er ganz einfach von „Menschen und anderen Tieren“¹⁰ spricht. Dies scheint mir an dieser Stelle die bessere Alternative zu sein.

Bei der Verwendung des an den Begriff *menschlich* angenäherten Begriffs *tierlich* statt *tierisch* schließe ich mich der Wortwahl der Forschenden aus dem Bereich der Human Animal Studies jedoch an, da *tierisch* tatsächlich oft negativ konnotiert ist (im Gegensatz zum Begriff *Tiere*) und hier ein stimmiges Adäquat zum menschlichen Begriff in der Tat wirklich notwendig ist.

¹⁰Kurth, Markus (2011): *Von mächtigen Repräsentationen und ungehörten Artikulationen. Die Sprache der Mensch-Tier-Verhältnisse*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 85.

2 Das Mensch-Tier-Verhältnis – eine Auswahl theoretischer Überlegungen und Fakten

2.1 Tierstudien, Human Animal Studies und die kulturwissenschaftliche Perspektive – Forschungslage, Grundsätze und (un-)lösbare Probleme?

In diesem Kapitel werde ich den Forschungsstand der Tierstudien umreißen und dabei genauer auf die Besonderheiten und Zielsetzung der Human Animal Studies und insbesondere der *kritischen* Human Animal Studies eingehen. Im letzten Teil widme ich mich – was sehr wichtig für die grundlegende Vorgehensweise dieser Arbeit sein wird – besonderen Problemen sowie deren Lösungsansätzen bezüglich der Frage, wie mit dem Tier als Phänomen innerhalb der Kulturwissenschaften umgegangen wird.

2.1.1 Zum Forschungsstand der Tierstudien – Probleme und Chancen

Auf der Suche nach wissenschaftlicher Literatur zum Mensch-Tier-Verhältnis muss man zurzeit auf eine noch eher disparate Forschungslage stoßen. Die meisten Tierstudien sind noch monodisziplinär angelegt, oder die unter dem Hauptnenner „Tier“ – oft nicht mehr als nur ein Klammerbegriff – zusammengefassten Erkenntnisse eines bestimmten Fachgebietes werden lediglich additiv vorgestellt.¹¹ Bei dem Versuch einer multidisziplinär offen-perspektivischen, kulturwissenschaftlichen Herangehensweise weist Wiedenmann auf das „eigenartige Literaturdilemma“ hin, das darin besteht, dass es einerseits sehr viele kulturwissenschaftliche Arbeiten und historische Quellen gibt, „die zentrale Aspekte von Mensch-Tier-Beziehungen behandeln, obwohl sie ‚eigentlich‘ gar nicht zum Thema gehören“, und es andererseits daneben nur sehr wenige Studien gibt, „die diese soziokulturell und historisch außerordentlich facettenreichen Beziehungsformen theoretisch und/oder vergleichend-systematisch untersuchen.“¹² Die eher en passant behandelten Aspekte der „humanimalischen Konstellationen“¹³ in den vielen Arbeiten erklärt er sich mit der schon immer vorhandenen Omnipräsenz der Tiere in den verschiedensten Lebensbereichen der Menschen,¹⁴ das heißt,

¹¹ Vgl. Wiedenmann, Rainer E. (2009): *Tiere, Moral und Gesellschaft. Elemente und Ebenen humanimalischer Sozialität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage, Wiesbaden. S. 35. Als Beispiele werden hier von Wiedenmann Untersuchungen wie „Das Tier im Alten Ägypten“ oder „Das Pferd in der althochdeutschen Literatur“ genannt. Auf einen ähnlich gestalteten Sammelband bin ich mit „Heitmann, Annegret; Heizmann, Wilhelm; Rehm, Ortrun (2007): *Tiere in skandinavischer Literatur und Kulturgeschichte. Repräsentationsformen und Zeichenfunktionen*. Freiburg: Rombach (Rombach Wissenschaft. Reihe Nordica, Bd. 13)“ gestoßen.

¹² Ebd. S. 41.

¹³ Ebd. S. 34

¹⁴ Wiedenmann 2009, S. 42.

dass ihre Interaktionen mit den Menschen, die soziokulturellen Ausformungen dieses Verhältnisses mit ihrem immensen Facettenreichtum, der die verschiedensten Lebenssphären einschließt, eigentlich ganz selbstverständlich sind und kaum besonderer Erwähnung bedürfen. Jenes gesellschaftliche „Totalphänomen“ sei zwar scheinbar in isolierte Einzelfragen aufspaltbar sowie in multidisziplinär aufgefächerten Tierstudien bearbeitbar, jedoch könne die ganzheitliche Organisation und Struktur davon erst dann hervortreten, wenn die Einzelperspektiven in interdisziplinären Kooperationen zusammengeführt werden würden. Für die Interdisziplinarität gäbe es im besten Fall vielleicht eine „Chance zur Transdisziplinarität“, die an „einem bestimmten Problemzusammenhang die ‚ursprüngliche Einheit der Wissenschaft‘“ wiederherstellen könnte.¹⁵ An den in den letzten Jahren veröffentlichten Tierstudien kritisiert Wiedenmann die sehr zögerliche und begrenzte interdisziplinäre Zusammenarbeit und den fehlenden Mut zum Querdenken der eingespielten (binnen-)disziplinären Spezialisierungen. Eine Chance sieht er in den bisher noch eher seltenen, komparativ oder theoretisch-systematisch angelegten Arbeiten, „deren Problemzuschnitt eine vergleichsweise intensive interdisziplinäre Kooperation begünstigt.“¹⁶ Für eine grundsätzliche Prämisse zum Arbeiten und Forschen an humanimalischen Konstellationen sei an dieser Stelle nochmals Mittelstraß zu erwähnen, der sehr treffend formuliert: „Interdisziplinarität muss vielmehr *im eigenen Kopf* beginnen – als Querdenken, Fragen, wohin noch niemand gefragt hat, Lernen, was die eigene Disziplin nicht weiß.“¹⁷ Es ist fast unmöglich, etwas zu bewegen, die Forschung voranzubringen, wenn nicht interdisziplinär gearbeitet wird, was gerade bei den Tierstudien von enormer Wichtigkeit ist und dort – gerade im deutschsprachigen Raum – erst noch am Anfang steht. Vor allem auch bei kulturwissenschaftlich orientierten Studien dieser Richtung ist es laut Bryant sehr wichtig, ein verstärktes Augenmerk auf „*synthesis, conceptual consolidation, theoretical integration, and the identification of particularly productive directions for future research*“¹⁸ zu legen. Auch ich habe bei der Recherche bemerkt, dass bei diesen Punkten noch ein Mangel besteht, es gibt kaum eine einheitliche Forschung, kaum Konsens. Aber wie auch, bei diesem vielfältigen Thema – und ist es nicht gerade auch das, was die Forschung erst allmählich in Schwung bringen und fruchtbar machen kann, bis die verschiedenen einzelnen Gedanken und

¹⁵ Vgl. ebd. S. 35. Bei dem Zitat im Zitat (Textstelle: „ursprüngliche Einheit der Wissenschaft“) wird von Wiedenmann Mittelstraß zitiert: Mittelstraß, Jürgen (1989): *Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 77.

¹⁶ Wiedenmann 2009, S. 35.

¹⁷ Mittelstraß 1989, S.76. Hervorh. i. O.

¹⁸ Bryant, Clifton (1993): *On the Trail of the Centaur. Toward an Amplified Research Agenda for the Study of the Human-animal Interface*. In: Hicks, E. (Hg.): *Science and the Human-animal Relationship*. Amsterdam: Siswo, S. 17. Hier zit. nach Wiedenmann 2009, S. 41.

Abzweigungen miteinander verschmelzen und zu einer transdisziplinären und facettenreichen Wissensformation mit gleichem Nenner werden? Dass überhaupt darüber nachgedacht, dass überhaupt darüber geforscht und dabei versucht wird, über den eigenen „Forschungsrand“ hinauszusehen, ist bereits ein guter Anfang – und dass es mittlerweile einen, wenn auch noch nicht vollständig etablierten, eigenen Forschungszweig, nämlich die *Human Animal Studies*, gibt. Jene sind stark von den Annahmen und Problemstellungen der zeitgenössischen Tierrechtsdiskussion und insbesondere den philosophischen Arbeiten auf diesem Gebiet beeinflusst¹⁹, und deren Inhalte und Ziele sollen im folgenden Kapitel kurz umrissen werden.

2.1.1 Die Grundsätze der Human Animal Studies sowie deren kritische Forderungen und Impulse

Die Human Animal Studies oder Animal Studies, die im angelsächsischen Raum bereits länger etabliert sind, im deutschsprachigen Raum jedoch erst seit den 1990er Jahren eine langsame Zunahme erfahren haben, stellen ein „internationales, interdisziplinäres und multiparadigmatisches Forschungsfeld“²⁰ dar, in denen die eher den Geistes- und Sozialwissenschaften zuzurechnende Analyse von kultureller, sozialer und gesellschaftlicher Bedeutung sogenannter „nichtmenschlicher Tiere“ sowie deren Beziehungen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu den Menschen untersucht werden. Je nach Positionierung können diese Untersuchungen aus einer kritischen oder rein deskriptiven Perspektive vorgenommen werden.²¹ Laut Kenneth Shapiro berücksichtigen die Arbeiten der Human Animal Studies nicht nur beiläufig, sondern grundsätzlich, „dass Tiere Lebewesen mit *subjektiven Erfahrungen* und eigenen ‚Interessen‘ sind“.²² Damit sind die beiden eng zusammenhängenden Annahmen verknüpft, „dass das Mensch-Tier-Verhältnis letztlich *auch eine soziale Beziehung* einschließt“ und „dass tierbezogene Forschung der Subjektivität des Tieres dadurch Rechnung tragen sollte, dass sie seinen Erlebnissen und Bedürfnissen ein Mindestmaß an moralischem *Respekt* schuldet.“²³ Der erkenntnistheoretische Anthropozentrismus der Wissenschaft und dessen rein menschliche Perspektive sowie die mangelnde Beschäftigung mit Mensch-Tier-Verhältnissen generell waren Ausgangspunkt der Human Animal Studies, deren Forschungsfragestellungen mittlerweile in nahezu allen Geistes- und Sozialwissenschaften behandelt werden. Dazu gehören beispielsweise auch die

¹⁹ Vgl. Wiedenmann 2009, S. 36.

²⁰ Vgl. Chimaira Arbeitskreis 2011b, S. 20.

²¹ Vgl. ebd.

²² Vgl. Wiedenmann 2009, S. 36. In Anl. an Shapiro, Kenneth J. (2002): *Editor's Introduction: The State of Human-Animal Studies: Solid, at the Margin!* In: *Society & Animals. Journal of human-animal studies* (10), S. 332f.

²³ Vgl. Wiedenmann 2009, S. 36.

ersten Ansätze literaturwissenschaftlicher Untersuchungen, die die Repräsentation von Tieren in der Literatur analysieren, sowie die Analyse der Ähnlichkeiten in den Strukturen, die Frauen- und Tierunterdrückung bedingen – dies ist vor allem bei den Gender- und Queer Studies der Fall und ist durch ein besonders hohes Innovationspotenzial in diesem Spektrum gekennzeichnet.²⁴ Beide Ansätze sollen später in dieser Arbeit Anwendung finden.

Um auf die Schwerpunkte der sogenannten *kritischen* Human Animal Studies einzugehen, ist der Bezug auf die Mitwirkenden des Arbeitskreises Chimaira unerlässlich. Chimaira hat sich insbesondere auf die Beschäftigung mit den kritischen Human Animal Studies spezialisiert und hebt besonders die Wichtigkeit einer anderen Herangehensweise bei der wissenschaftlichen Untersuchung der Mensch-Tier-Verhältnisse hervor.

Da der Mensch-Tier-Dualismus eine der „basalen Kategorien der westlich-hegemonialen Philosophie-, Denk- und Wissenstradition“²⁵ darstelle, würde eine neutrale und rein deskriptive Wissenschaft über dieses Thema die diskurspolitische Herkunft der Forschenden sowie ihre Verwicklung in anthropozentrische Denkweisen verschleiern, was nur eine affirmative Fortschreibung der hegemonialen Geschichte der gesamten Mensch-Tier-Verhältnisse bewirken würde. Sie fordern, Stellung zu beziehen, situierte Wissenschaft – als Standpunktwissenschaft – zu betreiben und Einbettungen in theoretische und politische Kontexte offenzulegen²⁶, ganz gemäß der so wunderbar formulierten Devise Andreas Starks:

Die nichtmenschlichen Tieren und Menschen zugewiesenen Positionen ins Wanken bringen zu wollen, erfordert es, an ihnen zu rütteln, den Geflechten gehörig die Fäden zu verdrehen, neue Knoten zu knüpfen und zu lösen – notfalls mit >unlauteren< Mitteln. Ganz gewiss helfen dabei Steine werfende Primat_innen. Und vielleicht nehmen sie dafür Steine, die bislang die Mauern zusammenhalten, zwischen denen sie eingesperrt sind.²⁷

Ebenso fordert auch die Tierforscherin und Kritikerin Donna Haraway: „Sowohl Schimpansen als auch Artefakte machen Politik, warum sollten gerade wir darauf

²⁴ Vgl. Chimaira Arbeitskreis 2011b, S. 26.

²⁵ Ebd. S. 29.

²⁶ Vgl. ebd. S. 29.

²⁷ Stark, Andreas (2010): Zur Koproduktion von Raum und Speziesismus – Räumliche (An)Ordnungen und gesellschaftliche Mensch-Tier-Verhältnisse, unveröffentlichte Diplomarbeit, Berlin. S. 60f. Hier zit. nach: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.) (2011a): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie). S. 1.

verzichten?“²⁸, womit sie sowohl auf die *Gleichwertigkeit* der Handlungsstärken aufmerksam macht, als auch darauf, dass *überhaupt* etwas getan werden muss, und zwar gemeinsam.

Thematisiert werden die machtvollen Prozesse, durch die die Grenzen zwischen Menschen und den „nichtmenschlichen Tieren“ gezogen und naturalisiert werden, damit einhergehend soll aber auch – und dies stellt ein wichtiger Grundpfeiler der Interventionsmöglichkeiten der Human Animal Studies dar – „auf die Durchlässigkeit und Verschiebbarkeit der Grenzen aufmerksam gemacht und diese in ihren Entstehungszusammenhängen kontextualisiert und damit politisiert werden“.²⁹

In der wissenschaftlichen, vom Feminismus bis zum Marxismus reichenden Traditionslinie, in der die Human Animal Studies stehen, ist zudem die grundlegende Annahme jener Theorien verankert, „dass das >materielle Sein< das menschliche Bewusstsein nicht nur strukturiere, sondern auch begrenze.“³⁰ Auch bei der Analyse der Konstruktion des Tieres als das „Andere“ oder bei der kritischen Sicht auf Repräsentation und Identitätspolitik zeigt sich die theoretische Verwandtschaft der Human Animal Studies mit den Gender-, Queer- und Postcolonial Studies, die sich in ihren wesentlichen Annahmen und in dem, was sie kritisieren, durchaus ähneln. Ebenso wird der Einfluss der kritischen Impulse und Akzente der Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung und den damit sympathisierenden Akademikern für die Ermöglichung einer grundlegenden Hinterfragung und Neu-Denkung der gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisse hervorgehoben.³¹ Dabei wird generell eine eher antispeziesistische Positionierung deutlich:

Nichtmenschliche Tiere nur in Bezug auf ihre Verwertbarkeit, auf ihre taxonomische Einordnung oder als Abgrenzungsfolie zum Menschen hin zu untersuchen und sie jenseits von Gesellschaftlichkeit oder Geschichte zu positionieren, ist ein Relikt einer speziesistischen Theoriebastion. Diese zurückzuweisen ist eine der zentralen Aufgabenfelder der (kritischen) Human Animal Studies und damit von *Chimaira*.³²

Es gibt jedoch bereits Stimmen wie die von Arnd Hoffmann, die auch eine strikt antispeziesistische Haltung hinterfragen und kritisieren, worauf ich im Kapitel 2.2.3.2 dieser Arbeit noch eingehen werde. Die Fähigkeit zur Selbstreflexion und damit auch zur Selbstkritik erscheint mir gerade in diesem Bereich der Wissenschaft von besonderer

²⁸ Haraway, Donna (1995b): *Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften*. In: Haraway, Donna; Hammer, Carmen; Stiess, Immanuel (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main, New York: Campus Verl., S. 38. Auch zit. bei: Chimaira Arbeitskreis (2011b), S. 29.

²⁹ Chimaira Arbeitskreis 2011b, S. 28.

³⁰ Ebd. S. 29.

³¹ Ebd. S. 30.

³² Ebd. S. 31.

Notwendigkeit zu sein. Inwiefern sich die Grundsätze der kritischen Human Animal Studies auch im Rahmen dieser Arbeit umsetzen lassen, wird im weiteren Verlauf transparent werden.

2.1.2 Besonderheiten bei der Untersuchung von Tieren im kulturwissenschaftlichen Forschungsfeld

Was ist nun gerade bei der Untersuchung von Tieren unter literatur- und kulturwissenschaftlichen Aspekten besonders zu beachten? Ein paar grundsätzliche Antworten darauf versucht Julie Ann Smith in einem sehr interessanten Beitrag über das Tier als Phänomen in der Kulturwissenschaft zu geben, dessen wichtigste Gedanken dazu im Folgenden skizziert werden.

2.1.2.1 Zur Problematik des „Tiers“ in der Kulturwissenschaft nach Julie A. Smith

Julie Ann Smith benennt in ihrem Aufsatz zunächst einmal zwei Hauptkategorien, in denen Tiere in kulturwissenschaftlichen Studien am häufigsten auftreten. Dazu gehört ihrer Ansicht nach zum einen das beschriebene Tier als eher nicht erfassbarer „Magnetismus oder Geist, ein Phantom“ ohne Subjektivität und erkennbare Identität, dem nur durch unsere kreativen Darstellungen zur Existenz verholfen und es somit nicht erkannt, sondern von uns erschaffen wird; diese Wahrnehmung von Tieren sei stark von der westlichen Philosophie beeinflusst. In der zweiten Kategorie werden Tiere als in gewisser Art und Weise dem Menschen gleichgesetzt betrachtet, da sie Leid und Freude empfinden können, was dann immer auch ethische Betrachtungen einschließe und eher die Perspektive der Tierschützer verkörpere.³³ Als Beispiel einer noch anderen Betrachtungsweise nennt Smith z.B. die von Erica Fudge, welche Tiere als dem Menschen nicht ähnelnde Wesen charakterisiert, die aber „eine feste Beziehung zum Menschen innerhalb der natürlichen Ordnung haben“, was allein schon von solch einem Gewicht sei, dass durch diese Nachbarschaft traditionelle Ideen des Menschlichen in Frage gestellt werden könnten und ihre „bloße Existenz [...] die Idee des ‚Menschlichen‘ als eine Kategorie des Unterschieds“ enthülle.³⁴

³³ Smith, July A. (2008): *Hund erlebt zum 400sten Mal hintereinander den besten Tag seines Lebens. Das Tier als Phänomen in der Kulturwissenschaft*. In: Brantz, Dorothee; Mauch, Christof (Hg.): *Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne*. Paderborn: Schöningh Paderborn, S. 326. Originaltext: „Dog Experiences Best Day of His Life for 400th Consecutive Day“, in: *The Onion*, 20. Oktober 2004, S. 2.

³⁴ Hier Bezug auf: Fudge, Erica (2002): *A Left-Handed Blow. Writing the History of Animals*. In: Rothfels, Nigel (Hg.): *Representing animals*. Bloomington: Indiana University Press (Theories of contemporary culture, v. 26), S. 15. Zit. nach Smith 2008, S. 327.

Zwar lobt Smith die Vielfalt der gegenwärtigen Ansätze, Tiere in kulturwissenschaftlichen Studien einzubeziehen, benennt aber auch hier wieder zwei Probleme. Zum einen das Problem des tiefen Grabens zwischen zwei verschiedenen Lagern, nämlich zwischen den Vertretern des Tierschutzes und den als „ethisch neutral“ zu bezeichnenden Forschern, was vor allem bei Konferenzen ein Problem sei und durch den fehlenden Konsens über die akzeptable und inakzeptable Behandlung von Tieren in unserer Kultur noch verstärkt werde.³⁵ Als Herausforderung und Lösung zugleich wird die Entwicklung methodischer Ansätze zur Aufhebung jener Polarisierung von ihr benannt.³⁶

Das zweite Problem ist ein eigentlich unüberwindbares – es ist nämlich die Unmöglichkeit, „direkt über Tiere zu schreiben, das heißt, Erfahrungen aus der Sicht der Tiere zu schildern und aus ihrer mentalen Perspektive zu berichten“.³⁷ Die von ihr in den geisteswissenschaftlichen Texten identifizierten Typen von Tieren, nämlich „Nicht-Wesen, Tiere nach der Definition der Tierschützer und Tiere, die sich der Diskussion entziehen“, hätten nur sehr begrenzte Modelle zur Wiedergabe von Tiererfahrungen geliefert.³⁸ An der traditionellen philosophischen Sicht sowie der Sicht der Tierschützer kritisiert sie die Abhängigkeit beider von einem menschlichen Vergleichsraster. Es sei gleichermaßen äußerst anthropozentristisch, Tiere als ontologisch dem Menschen entgegengesetzt zu beschreiben, oder „Tiererfahrungen als eng analog zur menschlichen Erfahrung wegen einer menschenähnlichen Subjektivität zu sehen.“³⁹ Mit der menschenähnlichen Interpretation hebe man nicht nur die Unterschiede zwischen den Arten auf, sondern mache die Tiere auch zu Menschen zweiter Klasse.⁴⁰ Unbedingt wichtig und nützlich seien also Studien, „die weder das eine noch das andere tun, sondern die Aufhebung des Anthropozentrismus zum Ziel haben, diesen aber nicht durch neue Modelle ersetzen“.⁴¹

Mit diesen anscheinend unüberwindlichen Problemen im Hinterkopf erscheint der Ausblick auf weitere Forschung fast schon demotivierend. Julie Ann Smith wirft hier die passende Frage auf, nämlich „ob sich Vorgehensweisen finden lassen, die es uns erlauben, Tiere abzubilden, ohne von Zweifeln über die Grenzen unserer Darstellungsmöglichkeiten geplagt zu werden und der Angst, dass unsere Beschreibungen letzten Endes immer nur uns selbst reproduzieren“.⁴² Kann es für diese Dilemmata überhaupt Lösungen geben, wenn der

³⁵ Smith 2008, S. 327.

³⁶ Ebd. S. 328.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd.

³⁹ Ebd. S. 329.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd.

⁴² Smith 2008, S. 329.

Tierforschung die uns einzig mögliche, nämlich die menschliche Perspektive, beinahe immer und grundlegend innezuwohnen scheint?

2.1.2.2 Postmoderne Impulse als Lösung und Chance

Smith gibt das wissenschaftliche Schreiben mit postmodernem Impuls als Neuorientierung und Lösung an, um innerhalb der Geisteswissenschaften neue Wege zu finden, um (freier) über Tiere zu reden, unterschiedliche Diskurse zusammenzubringen und sich zu fragen, „wie Tiere die Welt erfahren, statt sie mit einem autoritären Anspruch zu beantworten“.⁴³ Dabei weist sie vor allem auf drei Textstrategien und Eigenschaften postmoderner Literatur hin, die man auf die kulturwissenschaftlichen Tierstudien anwenden sollte.

Erstens sollten sich die Verfasser von Texten, egal ob Schriftsteller oder Wissenschaftler, auf ihre Rolle als *Mitwirkende* einlassen und so z.B. die Position eines unabhängigen, sachkundigen Beobachters gegen die Rolle eines sich für Tiere und das Thema der Mensch-Tier-Beziehung engagierenden Menschen eintauschen: „Der akademische Diskurs kann dadurch bereichert werden, da er Gefühlsausbrüche sowie Unsicherheit, Verwirrung oder Betroffenheit über das zulässt, was wir über Tiere zu wissen glauben, was wir über sie empfinden und auch über das, was andere Menschen über sie denken und ihnen antun“.⁴⁴ Dies halte ich für einen äußerst wichtigen Punkt, der nicht nur in wissenschaftlichen Arbeiten über Tiere etabliert werden sollte. Der ewige Zwang des Schreibenden, sich immer innerhalb der Norm der wissenschaftlich „akzeptierten“ und „vernünftigen“ Regeln und des stets ernsthaften Tonfalls zu bewegen, missfällt mir schon lange Zeit. Warum muss der Miteinbeziehung von individuellen Gedanken und Gefühlen immer eine gewisse Unwissenschaftlichkeit anhaften? Wer legt den wissenschaftlichen Aussagewert von verschiedenen Dingen fest, wer hat die Macht, Kriterien für ihre Beweisbarkeit zu bestimmen? Wer sagt, dass inter- oder gar transdisziplinäres Arbeiten immer nur wissenschaftliche Disziplinen mit einschließt? Ähnliches habe ich schon in meiner Bachelorarbeit kritisiert, in welcher der Schwerpunkt allerdings das Lachen war. Konformgehend mit dem für eine „fröhliche Wissenschaft“ plädierenden Nietzsche kritisierte ich dort bereits „das (sinnlose) Trennen von Lachen und Vernunft, Lachen und Wissenschaft, Lachen und Wahrheit“.⁴⁵ Das „Lachen“ ist an dieser Stelle problemlos auch durch „Gefühle“

⁴³ Vgl. ebd. S. 330. Wörtliche Zitation: Ebd. S. 332.

⁴⁴ Ebd. S. 332.

⁴⁵ Pscheidl, Carolin (2009): *Lachen und Lächeln im "Zauberberg"*. Eine Untersuchung insbesondere zur Sonderstellung des Lodovico Settembrini. Bachelorarbeit. Otto-von-Guericke Universität Magdeburg. S. 4. Vgl. auch Nietzsche, Friedrich (1980): *Die fröhliche Wissenschaft*. In: Nietzsche, Friedrich: *Werke in sechs Bänden*.

ersetzbar. Und sind es nicht auch die Gefühle, die überhaupt erst den Antrieb zu wissenschaftlichem Arbeiten und dem Drang zu Forschen geben? Warum sie dann, im nächsten Schritt, gleich wieder ausmerzen oder unterdrücken?

Als zweiten Punkt nach Smith solle man sich nicht davor scheuen, unterschiedlichste und auch widersprüchliche Standpunkte miteinander zu vermischen. So könne auch nicht-akademisches Engagement Eingang in die wissenschaftliche Darstellung finden. Mit Recht stellt sie fest, dass viele Wissenschaftler oft lieber mit ihren eigenen Worten ihre menschlichen Untersuchungsobjekte paraphrasieren, statt sie selbst mit ihrer eigenen Stimme, also als „Co-Referenten“ sprechen zu lassen. So könnte die oft viel ausgeprägtere Erfahrung mit Tieren der Nicht-Akademiker unsere Diskurse bereichern und die unterschiedlichen Stimmen könnten erfolgreicher in der Vermittlung „radikal divergierender Verständnisse von Vorgängen im Tierbewusstsein sein“. Die direkte Einbeziehung der Sprechenden findet sie deshalb so besonders interessant, weil „sich andere Menschen auf bestimmte Weise ausdrücken und dabei Bedeutungen über Tiere vermitteln, die in unseren akademischen Ausdrucksweisen völlig verloren gegangen sind.“⁴⁶ Auch hier stimme ich nochmals mit ein, dass sich Wissenschaftler – und das nicht nur bei Tierstudien! – viel zu oft von ihren eigenen auferlegten Regeln und Vorschriften, vor allem auch, was sprachliche Aspekte oder die Einbringung subjektiver Erfahrungen oder Meinungen angeht, ausbremsen lassen. Eine grundsätzliche Offenheit gegenüber neuen sprachlichen und textuellen Vorgehensweisen, die nicht immer mit der wissenschaftlichen Norm konform gehen müssen, sollte sich im Sinne einer freien Wissenschaft dringendst durchsetzen und akzeptiert werden.

Zuletzt weist Smith auf die dritte zu berücksichtigende, postmoderne Eigenschaft der „Verweigerung der objektivistischen Haltung, die Verneinung der Möglichkeit einer allumfassenden ‚Wahrheit‘“ hin. Dass eigene Studien zwar stets nur eine von vielen möglichen Sichtweisen zum Thema darstellen, sei vielen Wissenschaftlern zwar theoretisch bewusst, werde aber in der Praxis dann trotzdem nicht immer berücksichtigt, da letztlich doch häufig auf das Operieren mit objektivistischen Zielen in rationalem Tonfall zurückgegriffen werde, um, wenn schon nicht eine bestimmte Sichtweise, so doch ihre Interpretation der bestimmten Sichtweise zu verteidigen.

Hrsg. von Karl Schlechta. München, Wien: C. Hanser (3). S. 34.

⁴⁶ Smith 2008, S. 332.

Schlussendlich bleibt in Anlehnung an Lyotard zu resümieren, dass nur durch die „Akzeptanz der Heterogenität“ und durch „die Aufgabe aller universellen Beurteilungskriterien“ kritisches Denken wieder möglich werde.⁴⁷ Dass die Tiere in dieser Arbeit nicht *direkt*, sondern über das Medium der fiktionalen Literatur und damit insbesondere aus dem menschlichen und künstlerischen Auge heraus repräsentiert werden, tut der Notwendigkeit der Anwendung jener genannten Prämissen ganz und gar keinen Abbruch. Das kritische Denken sollte auch stets *selbstkritisch* sein, auch um dem Verfallen in eine allzu anthropozentrische Perspektive vorzubeugen oder sich diesem wenigstens bewusst zu sein. Ausgerüstet mit diesem methodischen Werkzeug sollte der weiteren Untersuchung nun nichts mehr im Wege stehen.

2.2 Das Tier in der Philosophie: Schlaglichter

Die Abgrenzung des Menschen vom Tier durch Definitionsversuche sowie das Mensch-Tier-Verhältnis generell gehören von den Ursprüngen an zu den wichtigsten Fragestellungen der Philosophie und sind damit ein wesentlicher Bestandteil und Ausgangspunkt philosophischer Diskussionen. Um zu einem besseren Gesamtverständnis der Mensch-Tier-Problematik kommen zu können, ist es wichtig, sich zunächst einen Überblick über die diversen Theorien zum Thema zu verschaffen. Da eine chronologische Abarbeitung der vielen theoretischen Ansätze in beinahe unüberschaubarer Zahl den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde und die philosophische Historie der Mensch-Tier-Verhältnisse nicht das Hauptthema dieser Arbeit ist, habe ich mich bei der Auswahl der in diesem Teil vorgestellten Ansätze sehr beschränken müssen. Dabei habe ich ein paar meines Erachtens nach besonders interessante und aussagekräftige Ansätze subjektiv ausgewählt, die einerseits ihren Teil zur Schaffung eines Gesamtüberblicks beitragen werden sowie als schlaglichtartige Eindrücke zum Nachdenken anregen und in die theoretische Reflexion über das Thema einstimmen sollen.

2.2.1 Zur Sicht des Tieres in der Geschichte der westlichen Philosophietradition

Seit vielen Jahrhunderten kursieren etliche philosophische und andere theoretische Reflexionen über das Verhältnis von Mensch und Tier. Dabei ist fast immer die Hervorhebung der Unterschiedlichkeit beider bzw. die konkrete Abgrenzung vom Mensch zum Tier der Ausgangspunkt und das Fundament der Überlegungen. Dies zieht sich durch die gesamte westliche Philosophietradition von Aristoteles über Descartes und Kant bis zu Schopenhauer und vielen anderen sowie auch durch die Anthropologie. Die Mensch/Tier-

⁴⁷Lyotard wird hier von Stephen Baker paraphrasiert, zu finden in: Baker, Stephen (2000): *The Fiction of Postmodernity*. Edinburgh: University Press. S. 66. Hier zit. nach: Smith 2008, S. 333.

Dichotomie stellt somit „eines der zentralen Momente, wenn nicht sogar *das* zentrale Moment“⁴⁸ des sogenannten abendländischen Denkens dar. In den hegemonialen Diskursen der westlichen Philosophietradition kann dieser dominante Mensch/Tier-Dualismus „als eine logozentrische Struktur gelesen werden, die den Menschen als *das* rationale Wesen inthronisiert und damit alle anderen tierlichen Individuen auf >Instinkthaftigkeit< reduziert und sie als der Sphäre der >Natur< zugehörig konstruiert“.⁴⁹

Die Vernunft bzw. der Verstand werden fast immer als *das* wesentliche Unterscheidungskriterium postuliert. Dieser Dualismus ist „so wirkmächtig, dass er die diskursive Textur der Gesellschaft wesentlich mitprägte und noch bis in die heutige Zeit ein äußerst dominantes Dispositiv verkörpert, das für die Welt, wie wir sie kennen, auf grundlegendste Art konstitutiv ist.“⁵⁰ Dabei ist diese Unterscheidung von großer politischer Bedeutung und wird zur Legitimation einer Machttechnik genutzt, in der das Tier getötet werden darf sowie entfremdete Arbeit verrichten und der Souveränität der Vernunft dienen muss⁵¹. Dabei ist das mittlerweile etablierte und stabilisierte „anthropologische Differenzschema“, das auf der „Sonderstellung“ und dem „Hochmut gegenüber anderen Seinsarten“ fußt, ja blind gegenüber seiner historischen Herkunft, „die gerade umgekehrt darin gründet, dass die Figur des Menschen aus der Figur des Tieres abgeleitet wird“,⁵² und dies – zusammen mit den Ergebnissen der vergleichenden Verhaltensforschung – eine eindeutige Grenzziehung zwischen Mensch und Tier, wie es „menschliche Überheblichkeit jahrhundertlang getan hat“, eigentlich gar nicht mehr zulässt.⁵³

2.2.2 Der mangelhafte Mensch – die besondere Theorie Arnold Gehlens

Einer der herausragenden Ansätze, der eben *nicht* den Menschen über das Tier erhebt, ist der von Arnold Gehlen. Im Gegensatz zu seinen unzähligen Vorgängern, die sich auf diesem Gebiet versuchten, betrachtet er in seiner 1986 entwickelten anthro-biologischen Theorie

⁴⁸ Chimaira Arbeitskreis 2011b, S. 8.

⁴⁹ Ebd. S. 13.

⁵⁰ Ebd. S. 11.

⁵¹ Vgl. Schwarte, Ludger (2004): *Einführung. Animalität - Wie werden wir zum Tier?* In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 214.

⁵² Bühler, Benjamin; Rieger, Stefan (2006): *Vom Übertier. Ein Bestiarium des Wissens*. Frankfurt: Suhrkamp. S. 7.

⁵³ Münch, Paul (1998): *Tiere und Menschen. Ein Thema der historischen Grundlagenforschung*. In: Münch, Paul; Walz, Rainer (Hg.): *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses*. Paderborn: F. Schöningh, S. 12.

innovativerweise endlich einmal nicht den Logos bzw. die Vernunft für die Unterscheidung von Mensch und Tier als konstituierend, sondern macht im Gegenteil das Dasein des Menschen als *Mängelwesen* für dessen Sonderstellung verantwortlich. Dieser von Herder geprägte Begriff soll in diesem Zusammenhang bedeuten, dass sich der Mangel des Menschen auf seine natürliche Anpassung und Instinktarmut bezieht, ihm also eine „Einpassung in ein natürliches Ausschnittmilieu, eine hochgradige Spezialisierung seiner Organe und die Leitung durch Instinkte und die entsprechende Verhaltenssicherheit“ fehle. Dadurch brauche er „Entlastung durch Arbeit, Technik, Kultur und Institutionen“,⁵⁴ die somit – als Errungenschaften der menschlichen Kultur – zur Kompensation seines biologischen Mängelwesens dienen. Des Weiteren müsse sich der Mensch „vom Druck der auf ihn einströmenden Reizfülle wie von einem ‚Antriebsüberschuß‘ entlasten, indem er Innenleistungen wie Bewußtsein, Phantasie und Sprache bildet. Letzteres wird möglich durch die Fähigkeit, Antriebe zu hemmen und ihre Realisierung hinauszuzögern“.⁵⁵ Gerade durch das Defizitäre des Menschen gegenüber dem Tier werde der Mensch also – im Vergleich zu den Tieren – zu weit überragenden Leistungen gezwungen. So sei der Mensch ein Kulturwesen, denn „er muß durch künstliche Verfahren kompensieren, was die Natur ihm vorenthält. Dieser Logik zufolge holt der Mensch durch Kultur- und Medientechniken nach, was ihm das Tier voraushat“.⁵⁶ Als Beispiel gilt hier der Forschungszweig der Bionik. Der Ansatz Gehlens erscheint mir an dieser Stelle besonders hervorhebenswert, weil er in eine neue und ganz andere und neue Richtung als die anthropozentrischen Theorien lenkt und zeigt, was eine grundsätzliche Änderung des Blickwinkels bereits auslösen kann.

2.2.3 Die Mensch-Tier-Problematik in der Philosophie der Gegenwart

Heute wird – vor allem im Rahmen der Human Animal Studies – die Unterschiedlichkeit zwischen Mensch und Tier aus anderen Perspektiven als die der großen Philosophen der Moderne betrachtet. Gar nicht grundsätzlich weit entfernt von Arnold Gehlens Ansatz schreibt z.B. Maurizi:

⁵⁴Wolf, Jean-Claude (2005): *Tierethik. Neue Perspektiven für Menschen und Tiere*. 2., durchges. Aufl. Erlangen: Fischer (Tierrechte - Menschenpflichten, Bd. 11), S. 10.

⁵⁵ Ebd. S. 11.

⁵⁶ Bühler; Rieger (2006): S. 8. Auch Christoph Wulf erklärt die Vervollkommnung des Menschen als eigentlich durch defizitäre Ursachen angetrieben, vgl. in: Wulf, Christoph (2004): *Einführung. Wozu dienen Tiere? Zur Anthropologie der Tiere*. In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 161.

Menschen *unterscheiden sich* – das ist wörtlich zu nehmen: *sich anders machen* – von anderen Tieren dank ihrer Geschichte. Die Geschichte ist nichts anderes als die Erschaffung und die Bearbeitung dieser Verschiedenheit. Auf der einen Seite ist dieser Unterschied *real*, weil wir uns und unsere Umwelt durch die Arbeit tatsächlich verändern. Auf der anderen aber bleibt er *illusorisch*, weil wir immer noch Tiere sind, Teil der Natur, materielle Wesen. Der Geist, den wir schaffen, ist ein Betrug. Aber das beweist immer wieder unsere Einzigartigkeit: *der Mensch ist das Tier, das vergisst, dass es ein Tier ist*. Die Geschichte ist nicht der Raum des Erinnerns, sondern des Vergessens.⁵⁷

Da die Grenzen zwischen Mensch und Tier nun als viel verschwommener wahrgenommen werden, besteht in den philosophischen und anthropologischen Untersuchungen also kaum noch die Notwendigkeit der *Unterscheidung* als Arbeitsziel. Vielmehr wird nun jener lang erschaffene und etablierte Mensch-Tier-Dualismus dekonstruiert, wie es zum Beispiel Derrida und vor ihm Vertreter der Kritischen Theorie und Frankfurter Schule konzipierten. Die scheinbar unüberwindbare Speziesgrenze zwischen Mensch und Tier ist für Derrida nichts weiter als eine Illusion, was durch die Dekonstruktion entzaubert werden kann.⁵⁸

So fand die Idee vom Menschen in der abendländischen Tradition durch eine diametrale Gegenüberstellung von Mensch und Tier ihre Basis, aus der weitere Gegensatzpaare zur Abgrenzung des Menschen abgeleitet wurden. Von zentraler Bedeutung ist dabei der Gegensatz Natur/Kultur, der „zur Markierung des *Eigenen* als >kulturell< und des *Anderen* als >näher an der Natur< und damit weiter entfernt vom okzidentalen Menschensubjekt“ dient und somit einen wichtigen Beitrag zur Schaffung einer „>abendländischen< Identität“ leistet.⁵⁹ Identität und Bedeutungen wurden im „westlichen Denken“ immer durch Gegensätze konstruiert, weshalb es immer eines „diametral gegenüberstehenden *Anderen* bedarf, um das *Eigene* zu verstehen und zu definieren“, es zu privilegieren, sich seiner selbst bewusst zu sein und das „Andere“ letztlich unterzuordnen. Dieser Prozess wird als *Othering* bezeichnet und ist prägend für die von westlich-hegemonialer Kultur und Philosophie geprägten Identitäten.⁶⁰ Für Hildebrandt könne durch die Dekonstruktion dieser Gegensatzpaare die Essenz dessen, „was es bedeutet Mensch oder Tier *zu sein* hinterfragt und der historische Charakter dieser beiden Begriffsformationen [...] herausgearbeitet werden“.⁶¹ Das längerfristige Ziel wäre

⁵⁷ Maurizi, Marco (2007): *Die Zähmung des Menschen*. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 118.

⁵⁸ Vgl. Hastedt, Sabine (2011): *Die Wirkungsmacht konstruierter Andersartigkeit. Strukturelle Analogien zwischen Mensch-Tier-Dualismus und Geschlechterbinarität*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 199.

⁵⁹ Hildebrandt, Swetlana (2011): *Vergeschlechtlichte Tiere. Eine queer-theoretische Betrachtung der Gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisse*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 228.

⁶⁰ Vgl. Hildebrandt 2011, S. 227.

⁶¹ Hildebrandt 2011, S. 228.

dann, durch die grundsätzliche Umstrukturierung des Denkens auch die Praxis zu verändern, die heute durch die im Kapitel 2.3.2 dieser Arbeit erwähnten Tendenzen gekennzeichnet ist.

2.2.3.1 Die Forderung nach einem *animal turn* – Sven Wirths Speziesismus- und Herrschaftskritik

Auch Sven Wirth hebt in seiner anthropozentrismus-kritischen Herrschaftsanalytik die für eine effektive Veränderung wichtige Notwendigkeit einer kompletten Neuschreibung bzw. Dekonstruktion des westlich-hegemonialen Denkens hervor. In seinen Worten impliziere dies „ein >sich Starkmachen< für eine Perspektive, die nichtmenschliche Tiere auf allen Ebenen und in allen Kontexten mitdenkt und so in die soziale Textur der Gesellschaft mit einwebt. Nicht als Abgrenzungsfolie oder als antithetischer Gegenpart zum Menschen, sondern als Mitgestalter_innen von Sozialität und Geschichte“ – eine Aufgabe, die „ein enormes Engagement von allen tieraffirmierenden Individuen“ erfordere.⁶² Zur Einleitung dieses Paradigmenwechsels fordert er einen *animal turn*, der nicht nur die hegemonialen Mensch-Tier-Verhältnisse infrage stellen, sondern auch weit über die Grenzen der Sozial- und Geisteswissenschaften hinausgehen soll.⁶³

Als besonderes Problem dabei sieht er, dass die gesamte westlich-hegemoniale Theorieproduktion – und das auch in ihren kritischen Ansätzen! – stets in „speziesistische und anthropozentrische Strukturen und Denkweisen verwickelt“ sei, nichtmenschliche Tiere dabei immer in gravierendem Maße ausgeblendet werden und >das Tier< in der Folge weiterhin stets als das >ganz Andere< festgeschrieben werde, sogar wenn sich die Ansätze und Theorien direkt auf nichtmenschliche Tiere statt auf menschliche Gesellschaften fokussieren. Immer sind Menschen die einzigen in der Rolle „als Akteur_innen, Produzent_innen von Geschichte und als >Subjekte<“, die anderen Individuen werden als Rohmaterial, Ressource oder Objekt verdinglicht.“⁶⁴ Die strukturelle Ausblendung nichtmenschlicher Tiere trägt für Wirth somit zur „Aufrechterhaltung und (Re-)Produktion der speziesistischen Normalität“⁶⁵ bei. Das Othering und Absprechen des tierlichen Status als aktive Akteure fußt auf einer speziesistischen Logik, als deren Stützpfeiler das *Subjekt-Konzept* dient. Wirth gibt daher

⁶² Wirth, Sven (2011): *Fragmente einer anthropozentrismus-kritischen Herrschaftsanalytik. Zur Frage der Anwendbarkeit von Foucaults Macht Konzepten für die Kritik der hegemonialen Gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisse*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 79.

⁶³ Ebd. S. 80.

⁶⁴ Vgl. Wirth 2011, S. 77.

⁶⁵ Vgl. ebd.

folgerichtig als Lösung die Dekonstruktion des Subjekt-Objekt-Dualismus an, da nur so „eine Perspektive auf nichtmenschliche Tiere eröffnet bzw. das Einnehmen der Perspektive erleichtert“ werde und „sie nicht mehr als bloße Matrix, sondern als aktive, die Welt mitgestaltende Individuen“ begreifbar gemacht werden könnten.⁶⁶

Wirth vertritt hier als nur einer von vielen Forschern aus dem Bereich der Human Animal Studies eine antispeziesistische Haltung. Diese fußt unter anderem darauf, dass die Speziesgrenze zwischen Mensch und Tier keine biologische Differenz, sondern in erster Linie ein Machtverhältnis kennzeichnet⁶⁷ und dem Begriffskonzept des Speziesismus, der das hegemoniale historische sowie gesellschaftliche Mensch-Tier-Verhältnis als ein von Macht und Ausbeutung gekennzeichnetes Herrschaftsverhältnis bezeichnet, sowohl eine materielle als auch eine facettenreiche symbolische Dimension zur Stützung innewohnt.⁶⁸ Maurizi hebt die Wichtigkeit der Unterscheidung zwischen einer materiellen und einer ideellen Seite des Speziesismus, der eben nicht nur moralisches Vorurteil, sondern auch eine Praxis ist, noch einmal hervor:

Vom materiellen Standpunkt aus betrachtet, ist der Speziesismus die Praxis, die das Tier zum Objekt unserer Bedürfnisse macht, d.h. zu einem Gut, das uns für die Reproduktion unserer Existenz von Nutzen ist. Aber dieser Verdinglichungsprozess impliziert eine ideelle Seite, nämlich die ideologische Rechtfertigung, nach der wir es für *richtig* halten, Tiere als bloße Gegenstände zu benutzen.⁶⁹

Bei fast allen Studien fungiert also der Speziesismus als zentraler Ausgangspunkt der Kritik und Entwicklung neuer und innovativer Ideen zur tiefgreifenden Verbesserung der Lage der verdinglichten und viktimisierten Tiere, wie beispielsweise mithilfe der oben bereits erwähnten Dekonstruktion des Mensch-Tier-Dualismus.

2.2.3.2 Zur Kritik des Antispeziesismus-Konzepts – Arnd Hoffmann

Dass sich jedoch auch die Antispeziesisten in ihren Ansichten verhadern und damit noch ganz andere Lösungswege übersehen werden können, macht Arnd Hoffmann in seiner sehr lesenswerten Kritik an der Utopielosigkeit des Antispeziesismus deutlich und weist damit einen Weg hinaus aus dem ewigen und schon fast prinzipiellen „Anti“ der Tierrechtler. So kritisiert er die neu erschaffene antispeziesistische Sprache, die nicht nur „stark juristisch bzw.

⁶⁶ Vgl. Wirth 2011, S. 79.

⁶⁷ Vgl. Rogausch, Günther (2007): Tierliebe, Tierschutz und Noblesse Oblige als Manifestation des Speziesismus. Ein Plädoyer für Ideologiekritik statt "Tierethik". In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 363.

⁶⁸ Vgl. Wirth 2011, S. 44.

⁶⁹ Maurizi 2007, S. 112.

verurteilend ihre zu kritisierenden Objekte identifiziert, sondern auch selber durch und durch substantialisch-dual mit diesen verfährt“. Das antispeziesistische Denken befindet sich ebenfalls nur noch in einem sich ausweglos im Kreise drehenden „dualen Universum“, in dem sich Gegensatzpaare (wie die von ihm u.a. genannten Beispiele Menschen/nichtmenschliche Tiere, Opfer/TäterInnen, SpeziesistInnen/TierrechtlerInnen, SchlachterInnen/VeganerInnen, Leichen/Fleisch) für immer unversöhnlich gegenüberstehen.⁷⁰ Der so auf die Spitze getriebene „Hyperspeziesismus“ stelle den „Differenzbegriff des ‚Anderen‘ *ausschließlich* in den ideologisch speziesistischen Gewaltzusammenhang“, womit Tiere zum „Inbegriff [...] des ganz Anderen“ werden – doch gerade der Begriff des „Anderen“ sei strukturell anthropozentristisch, weil er den Bezug zum Eigenen braucht und die Nichtidentität des Objekts – also der Tiere – als gegeben annimmt. Damit werde dann auch die „Bedingung der Möglichkeit einer gemeinsamen Utopie von Subjekt und Objekt in ihrer Differenz zueinander“ gewahrt.⁷¹

Statt der Beharrung auf dem kategorischen Antispeziesismus schlägt er als Lösung die Unterscheidung zwischen *schlechtem Speziesismus* – der hauptsächlich alle Tiere zu einem Tier mache, um den Abbau der Andersartigkeit zu fördern und damit die „Vollziehung des Aktes der ‚Gleichmacherei‘“ zum Ziel habe – und *gutem Speziesismus* vor. Letzterer ist für Hoffmann wie folgt charakterisiert:

Der gute Speziesismus bleibt nicht bei der abstrakten Kritik an solchem Denken stehen, er nimmt den Menschen zwar als Maß der Dinge, aber eben anders als der Antispeziesismus glaubt: nicht als Anlass für Dominanz und reale Gewalt, sondern als utopisches Versprechen der Gattung Mensch. Dieses Versprechen kann man so auffassen, dass das „andere Andere“ der Tiere von den Menschen so ernst genommen wird, dass aus dem Tier die verschiedenen Tiere (Gattungen, Arten, Individuen) werden und aus dem einen Menschen die Differenz der verschiedenen Menschen. Solch eine Utopie berührte die Relationen zwischen Tieren und Menschen, weil sich der Zwang zur Einheitlichkeit und Konformität der Gattungswesen auflösen würde: Utopie wäre dann die unabschließbare Offenheit der Unterschiede zwischen Lebewesen. Der anthropomorphe Rest bei jeder Bestimmung des tierischen Anderen ist deshalb die Befriedung des Anthropozentrismus.⁷²

Dies scheint mir ein sehr guter und durchaus auch realisierbarer Ansatz zu sein, denn oft habe ich bei der Lektüre vieler extrem antispeziesistisch argumentierender Aufsätze die Verfahrenheit und Abstraktion von deren Vorgehensweise bemerkt sowie eine gewisse Unfähigkeit und fehlende Aufgeschlossenheit zur kritischen Selbstreflexion, die manchmal ganz neue Perspektiven eröffnen kann, bemängelt, auch wenn sie zum Teil sehr mitreißend geschrieben waren. Dies war bei einigen Aufsätzen aus dem Sammelband *Das steinerne Herz*

⁷⁰ Vgl. Hoffmann 2007, S. 183.

⁷¹ Vgl. ebd. S. 184.

⁷² Ebd. S. 184f.

der Unendlichkeit der Fall, bei dem Grundbedingung der dort veröffentlichenden Forscher beispielsweise strikter Veganismus ist und man als positiv gesonnener, aber nicht veganer Tierforscher teilweise extrem angegriffen wird. Dieses Extrem erscheint dann kaum besser als das, gegen das so vehement gekämpft wird. Umso überraschender – im positiven Sinne – war es aber für mich, dass der kritische Aufsatz von Hoffmann ebenfalls genau in diesem Sammelband erschienen ist, was ja am Ende dennoch für eine gewisse Aufgeschlossenheit spricht. In jedem Fall hat er bei mir noch einmal das Bewusstsein für eine *offene* Vorgehensweise geschärft. Das, was man kritisiert, kann schließlich immer auch durchaus bei einem selbst – unbemerkt, nur mit anderen Begriffen versehen – vorkommen.

2.2.3.3 Netzwerkartige Verbindungen – Bruno Latour

Im Hinblick auf die heutige Forschung der Tierstudien möchte ich auch den französischen Soziologen und Philosophen Bruno Latour nennen, der für einen *practical* bzw. *performative turn* innerhalb der Tierstudien steht. Sein Augenmerk legt er „verstärkt auf das konkrete, komplexe und kollektive Zusammensein von Menschen und Tieren [...] in ebenso unterschiedlichen wie sich wandelnden geschichtlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen“.⁷³ Er spricht sich ausdrücklich gegen die scharfen Trennungen von scheinbaren Gegensätzen der meisten philosophischen Vertreter der Moderne aus. Das eingessene Deutungsmuster der Subjekt-Objekt-Unterscheidung sollte man durch Differenzierung von Menschen und nichtmenschlichen Wesen ersetzen, so dass „einem ungetrübten Blick auf die unendliche Mannigfaltigkeit und stete Veränderung von Mensch-Tier-Beziehungen“ nichts mehr im Wege stehe.⁷⁴ Latour erkennt, dass „Natur, Dinge und Menschen in vielerlei Beziehungen netzwerkartig schon immer miteinander verbunden waren und weiterhin sind.“ Für ihn bestehen „hybride Netzwerke“ zwischen Natur, Dingwelt und Gesellschaft, „in denen zahlreiche Akteure – seien sie menschlich, tierisch, pflanzlich oder dinglich – stets neue Verbindungen eingehen und dafür sorgen, dass das gesellschaftliche Band bestehen bleibt bzw. in die Brüche geht.“⁷⁵ Zudem sind es laut Latour erst die Dinge bzw. erst die „nicht-menschlichen Wesen“, die die Menschen überhaupt erst „zu Menschen machen“,⁷⁶ weshalb jeglicher Akteur bzw. Aktant stets ernsthaft berücksichtigt werden

⁷³ Eitler, Pascal (2009): *In tierischer Gesellschaft. Ein Literaturbericht zum Mensch-Tier-Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert*. In: *Neue Politische Literatur* 54, S. 209.

⁷⁴ Vgl. ebd.

⁷⁵ Ruffing, Reiner (2009): *Bruno Latour*. Paderborn: W. Fink. S. 9.

⁷⁶ Vgl. Latour, Bruno (2010): *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Aus dem Franz. von Gustav Roßler. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 326, Anm. 20.

sollte.⁷⁷ Dies ist ein sehr positiver Ansatz, der – wenn er wirklich gut verinnerlicht wäre – zu einem viel umsichtigeren Umgang der Menschen mit ihrer Umwelt beitragen könnte.

2.2.3.4 Die „anthropologische Maschine“ – Giorgio Agamben

Nicht das „scheinbar Verbindende oder das vermeintlich Trennende zwischen Menschen und Tieren“, sondern „die beschreibbaren Effekte von deren fortwährender Hierarchisierung“ hat dagegen Giorgio Agamben im Blick seiner diskursgeschichtlichen Sichtweise. Die Mensch-Tier-Unterscheidung fungiere als „paradoxe ‚Ursprung‘ zahlreicher weiterer biopolitischer Differenzierungen – zum Beispiel zwischen Männern und Frauen, Weißen und Schwarzen oder ‚lebenswertem‘ und ‚unlebenswertem‘ Leben“.⁷⁸ Er bemerkt das anthropozentrische Problem der Mensch-Tier-Unterscheidungen, die „nur etwas über Menschen und deren gesellschaftliche Ordnungsansprüche, hingegen nichts oder sehr viel weniger über Tiere“⁷⁹ aussagen würden. Er macht die „anthropologische Maschine“,⁸⁰ die es – nur in unterschiedlicher Wirkweise – sowohl schon bei den Alten als auch in der Moderne gibt – als „Satz philosophischer Annahmen“⁸¹ für die Produktion und Reproduktion des Menschen verantwortlich, „indem man das ‚Tier‘ definiert als das, was der Mensch durch Geist, Entwicklung, Vernunft, Sprache und Willen überwindet.“⁸² „Ganz bestimmte Menschen“ würden also von „ganz bestimmten Tieren“⁸³ abgegrenzt werden.

Bei Agamben, den man in einer die Tierstudien umreißenden Arbeit wohl zwangsläufig erwähnen *muss*, kann ich die Begeisterung der ihn Zitierenden, bei denen z.B. von einer „überaus scharfsinnigen Auseinandersetzung“⁸⁴ uvm. die Rede ist, jedoch nicht ganz verstehen. Auch die Rezensenten wirken auf mich äußerst bemüht darin, seine zwar geistreich wirkenden, aber dennoch sehr rätselhaften Worte in irgendeine Verständlichkeit zu paraphrasieren, die es für die Rezensenten selbst als auch für andere Leser, die nicht die Zeit und Muße dazu haben, seine vielsagenden Andeutungen zu entschlüsseln, möglich macht,

⁷⁷ Vgl. Eitler 2009, S. 209. Eine ähnliche Sichtweise vertritt auch die bereits erwähnte Donna Haraway, die ebenfalls Tieren als auch Dingen oder Artefakten einen dem Menschen gleichwertigen Rang zuschreibt – siehe dazu Fn. 25.

⁷⁸ Eitler 2009, S. 210. Er verweist dort auf: Agamben, Giorgio (2003): *Das Offene. Der Mensch und das Tier*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Vgl. S. 26 u. 31.

⁷⁹ Ebd. S. 210.

⁸⁰ Agamben 2003, S. 47.

⁸¹ Pearson, Susan; Weismantel, Mary (2008): *Gibt es das Tier? Sozialtheoretische Reflexionen*. In: Brantz, Dorothee; Mauch, Christof (Hg.): *Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne*. Paderborn: Schöningh Paderborn, S. 382.

⁸² Ebd. S. 382.

⁸³ Eitler 2009, S. 211.

⁸⁴ Eitler 2009, S. 210.

hinter den eigentlichen Sinn seiner Aussagen zu kommen. Wenn auch ein guter Ansatz dahinterstecken mag, so ist die Art und Weise seiner Formulierungen – und ich bin durchaus an das Lesen sehr kompliziert geschriebener Texte gewöhnt – meiner Meinung nach einfach nur kontraproduktiv für die Wissenschaft. Man gewinnt leicht den Eindruck, dass es Agamben eher darum geht, sich auf eine eher anthropozentrische Weise als besonders undurchsichtiger und eloquenter Autor zu etablieren, als um die Tiere oder den Inhalt selbst, der nicht im Vordergrund stehen kann, denn nur wenn man Wissen effektiv verbreitet, kann auch etwas praktisch Sinnhaftes daraus entstehen. So scharft er eine kleine Gruppe Bewunderer seiner Schreibkunst (?) um sich, und niemandem ist eigentlich geholfen. Die Lektüre hat mich gewissermaßen sehr wütend gemacht, weil es wahrscheinlich schade um den Inhalt ist. Ich wünsche mir jedenfalls produktivere, zugänglichere und weniger narzisstische Beiträge zu den Tierstudien.

2.2.3.5 Gibt es überhaupt „das Tier“? Ludger Schwartes kleiner Denkanstoß

Die Gemeinsamkeit aller erwähnten Wissenschaftler war bisher, dass sie bei all ihren Untersuchungen stets zu glauben wussten, *was* ein Tier ist und *dass* es Tiere gibt.⁸⁵ Doch ist das eigentlich wirklich der Fall?

Dies fragt sich auch Ludger Schwarte, der zwar die „Selbsterkenntnis des Menschen“ auch immer an die „Konstruktion der Gattung Tier“ gekoppelt sieht, sich aber darüber hinaus fragt, ob es überhaupt „das Tier“ ohne die philosophische Anthropologie gäbe,⁸⁶ womit die Selbstverständlichkeit und Gewissheit des Begriffs „Tier“ *an sich* in der langen Philosophie- und Forschungstradition infrage gestellt wird. Mit diesen Gedanken liefert er einen wichtigen Aspekt, den man bei all den Analysen ebenfalls durchaus im Hinterkopf behalten sollte.

2.2.3.6 Die Sicht Heinz von Foersters – zugleich ein Zwischenfazit über unbeantwortbare Fragen

Zusammenfassend muss ich an dieser Stelle feststellen, dass ich mich bei *sämtlichen* gelesenen Theorien über das Mensch-Tier-Verhältnis – also sowohl den vielen der westlich-hegemonialen Sphäre entstammenden als auch den neuzeitlichen dekonstruktivistischen – sehr oft an ein paar Worte des Physikers und radikalen Konstruktivisten Heinz von Foerster erinnert fühlte.

⁸⁵ Vgl. Schwarte 2004, S. 209.

⁸⁶ Vgl. ebd.

In einem Interview, in dem es darum ging, den Begriff der Metaphysik genauer zu erfassen und zu definieren, beantwortete von Foerster dies mit dem Verweis darauf, dass es *beantwortbare* und *unbeantwortbare* Fragen gäbe – zu letzteren gehöre zum Beispiel die Entstehung des Weltalls, für die es, je nach Perspektive, etliche unterschiedliche Erklärungsmöglichkeiten geben könne.⁸⁷ Als simplen Grund für die Vielzahl an Hypothesen gab er an, dass die Frage selbst schlichtweg nicht beantwortbar sei. Es käme also nur darauf an, wie interessant die jeweilige Erklärung, die eher einer poetischen Geschichte gleiche, sei: „Es besteht ein Zweikampf oder ein Dreikampf oder ein Zehnkampf zwischen den verschiedenen Poeten. Wer erfindet eine lustige, amüsante und interessante Geschichte, wo jeder sofort geglaubt hat, das muss es gewesen sein!“, so von Foerster. Auf die Nachfrage des Interviewers hin, dass doch aber seine eigene Forschung nicht auf Geschichten oder Erfindungen beruhe und diese doch auf wissenschaftlich unbezweifelbaren Daten, Beweisbarkeit etc. basiere, antwortete er, dass man doch all die Daten gar nicht mehr in einer Theorie unterbringen könne und die Folge davon die Erfindung künstlicher Daten – also Partikelchen oder Teilchen – sei, die wiederum das machen, was wir nicht verstehen, sie also immer Lösungen von vom Menschen nicht anders lösbaren Problemen sind und somit Lücken in den Theorien ersetzen können. In unserem „weltweit funktionierenden Maschinensystem“ seien also alle Aussagen richtig, da sie sich immer von anderen ableiten lassen würden, und man ohne Grenzen auch immer weiter ableiten könne – eine Realität gäbe es dabei gar nicht.⁸⁸ Eine Argumentation im Sinne des radikalen Konstruktivismus, für dessen Anhänger es keine bewusstseinsunabhängige Realität gibt, sondern diese immer individuell konstruiert und jede Wahrnehmung also komplett subjektiv ist und es absolut keine Grundlage für Objektivität in irgendeiner Form und damit auch keine allgemeingültige Wahrheit gibt.

Von Foersterns Worte betrachte ich deshalb als für dieses Thema so angemessen, da im Grunde genommen auch die Fragen danach, was ein *Mensch* ist, was ihn vom Tier unterscheidet, aber vor allem, was eigentlich ein *Tier* ist und vielleicht auch, was wirklich *gut* für ein Tier ist, letztendlich absolut *unbeantwortbar* sind. Auch hier gewinnt man jedoch den Eindruck, dass die jeweiligen Erklärungsansätze stets umso stimmiger erscheinen, je interessanter und wortgewandter sie von den Forschern? Philosophen? Poeten? formuliert worden sind, wie es meiner Meinung nach auch bei Agamben der Fall ist.

⁸⁷ So wäre die Erklärung für einen Sternkundigen beispielsweise die Big Bang Theorie, für einen Katholiken hat dagegen ganz klar Gott die Welt erschaffen usw.

⁸⁸ Vgl. Interview mit Heinz von Foerster. Zu finden unter: <http://youtu.be/2KnPBg-tanE> Stand: 20.02.2014.

Doch ist die Essenz des Ganzen dann nicht irgendwie eine traurige? Könnte man an dieser Stelle nicht eigentlich auch jegliche wissenschaftliche und erkenntnissuchende Arbeit abbrechen, da die Ergebnisse ohnehin nie wahr sein können und immer zweifelhaft sein werden? Ich kann mich nur so motivieren, indem ich in den vielen Erklärungsversuchen für die unbeantwortbaren Fragen etwas zutiefst Menschliches sehe – nämlich schlichtweg die Hoffnung. Eine Hoffnung darauf, eigene und fremde (Lebens-)Welten, Lebewesen und Zusammenhänge besser verstehen zu können und – im Zusammenhang mit diesem Thema und im besten Fall – durch die eigene Arbeit am Thema einen Beitrag zur Verbesserung der Lebenssituationen von Tieren zu leisten, was schon auf einer kleinen und individuellen Ebene ein großer Erfolg sein kann. In diesem Sinne trägt dann doch jede theoretische Auseinandersetzung mit Tieren einen wichtigen Teil dazu bei, andere Menschen anzuregen – egal ob zur Zustimmung oder zur Kritik, was wiederum in jedem Fall Einfluss auch auf die praktischen Handlungen der Menschen haben wird. Es geht also weniger darum, ob eine Ansicht über Tiere eine wahre oder richtige ist, als vielmehr um die praktischen Konsequenzen, die eine Beschäftigung mit dem Thema selbst nach sich ziehen.

2.3 Das Mensch-Tier-Verhältnis damals und heute – eine Kontexteinbettung

Im Rahmen des einführenden Teils ist es mir nicht zuletzt auch sehr wichtig, auf das *reale* Zusammenleben von Mensch und Tier einzugehen. Nur so kann der aktuelle, dem Thema entsprechende Kontext der Leser gespiegelt werden, in dem die Romanrezeption stattfindet, da diese sich sowohl abhängig vom lesenden Individuum, als auch je nach aktuellem Kontext und der allgemeinen Meinung zum Thema stets neu und wiedererschaffen kann. Unabdingbar ist daher – gerade bei diesem Thema und diesen Romanen! – auch ein Einblick in die Geschichte des Mensch-Tier-Verhältnisses, da in den Werken jeweils eine Ahnung von dem Zusammenleben der Menschen und Tiere evoziert wird, wie es einst einmal war.

2.3.1 Ein Rückblick in die Geschichte des Mensch-Tier-Verhältnisses

Das Verhältnis von Menschen und Tieren gehört zu den wohl ältesten sozialen Beziehungen und ist von der biologischen, anthropologischen und kulturgeschichtlich engen Verbundenheit beider geprägt, wobei die menschliche Entwicklung durch das Tier „entscheidend geprägt, gesichert und vorangetrieben“ wurde und der Mensch stets auf das Tier angewiesen war und

ist.⁸⁹ Bei einem Blick in die Geschichte der Menschen und Tiere wird deutlich, wie sehr sich deren Verhältnis im Laufe der Zeit gewandelt hat. So lebten unsere hominiden Vorfahren zusammen mit anderen Kreaturen noch in einem natürlichen Verhältnis mit einer ausgeglichenen Verteilung der Überlebenschancen.⁹⁰ Die Zeit des Menschen als Jäger und Sammler ist mit großem Abstand die längste in seiner Geschichte, während dieser er „sich selbst nicht als besser oder wichtiger, nicht einmal als anders als seine Beute“⁹¹ wahrnahm; die damals herrschende magische und rituelle Weltauffassung zog eine „Trennungslinie zwischen dem Selbstbewusstsein des Menschen und seiner Wahrnehmung der anderen Tiere“.⁹²

Die noch sehr verschwommenen Grenzen zwischen Mensch und Tier in prähistorischer Zeit wurden mit der Domestikation der Tiere langsam schärfer, da das immer komplexer werdende Denkvermögen und die zunehmende Beherrschung des Menschen ihm eine Positionierung „über“ dem Tier ermöglichte.⁹³ So kam es zu wechselseitigen Einflüssen: „Während die verschiedenen Spezies durch züchterische Selektion ihre Fähigkeiten, sich in freier Wildbahn behaupten zu können, verloren und von den Menschen abhängig wurden, mussten die Menschen die notwendigen Voraussetzungen zur Haltung von Tieren entwickeln und Verantwortung für die Tiere übernehmen“.⁹⁴ Dabei entschieden jedoch „Wohl und Wehe der Tiere im Stall [...] über Wohl und Wehe des Menschen; ein Mensch übrigens, der (noch) wusste, dass die Kreatürlichkeit ihn existentiell mit dem Tier verbindet“.⁹⁵ Der Mensch war noch nicht so sehr von seiner „existentiellen Originalität“ überzeugt, da die Tiere den Alltag des Menschen auf ebenbürtige Weise teilten und sozusagen omnipräsent waren.⁹⁶ Thomas

⁸⁹ Vgl. Pollack, Ulrike (2009): *Die städtische Mensch-Tier-Beziehung. Ambivalenzen, Chancen und Risiken*. Berlin: Univ.-Verl. der TU, Univ.-Bibliothek (Soziale Regeln, 6). S. 6.

⁹⁰ Vgl. Münch, Paul (1998): *Tiere und Menschen. Ein Thema der historischen Grundlagenforschung*. In: Münch, Paul; Walz, Rainer (Hg.): *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses*. Paderborn: F. Schöningh, S. 10.

⁹¹ Maurizi 2007, S. 113.

⁹² Ebd.

⁹³ Pollack 2009, S. 7. Die Nutztierhaltung begann vor etwa 10.000 Jahren, doch bereits 12.000 v. Chr. wurde ein Haushund im Grab zweier Menschen gefunden, was als Beginn der Domestikation gesehen werden kann. Vgl. ebd. S. 8.

⁹⁴ Ebd. S. 8. Vgl. auch Baenninger, Ronald (1995): *Some consequences of animal domestication for humans*. In: *Anthrozoös. A Multidisciplinary Journal of animal domestication for humans* (Vol. 8, Nr. 2), S. 69ff.

⁹⁵ Jauch, Ursula Pia (2004): *"Les animaux plus que machines"? Von Maschinentieren, Tierautomaten und anderen bestialischen Träumereien. Einige Anmerkungen aus philosophischer Sicht*. In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 239. Auch Körner weist darauf hin, dass Menschen noch im 11. Jh. einvernehmlich mit dem Tier als Mitkreatur lebten, sich mit ihnen verbunden fühlten und von einer Tierseele ausgingen. Vgl. Körner, Jürgen (2004): *Die Verwendung des Tieres in der Tierliebe*. In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 274.

⁹⁶ Vgl. Macho, Thomas (2004): *Einführung. Ordnung, Wissen, Lernen. Wie hängt das Weltbild der Menschen von den Tieren ab?* In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des

Macho bezeichnet den Prozess der Domestikation als eine Art von „Allianzbildung zwischen Tieren und Menschen [...], in der ein folgenreicher Tausch vollzogen wurde: Nahrung und Schutz vor Feinden kompensierten den partiellen Verlust von Freiheit und Mobilität“. ⁹⁷ Die Domestikation von Wildtieren sei eher ein Nebeneffekt als wirklich geplant gewesen. Ochsen, Esel und Pferde wurden zu wertvollen Arbeitstieren, während Ziegen, Schafe und Kühe einen „bedeutenden Beitrag zur Kooperation mit den Menschen“ leisteten, „indem sie Nahrungsmittel, die für menschliche Mägen ungenießbar sind (wie Gräser und Heu), in wohlschmeckende Milch, Fette, Butter, Käse oder auch Wolle transformierten. Beinahe von selbst versteht sich, dass diese Tiere nur ausnahmsweise und bei seltenen Gelegenheiten verzehrt wurden. Ihr lebendes Fleisch war schlicht wertvoller als das Schlachtfleisch“, ⁹⁸ das schlecht konservierbar war.

Wie vollzog sich nun also der radikale Wandel im Mensch-Tier-Verhältnis?

Von seiner ursprünglichen Nähe zum Tier entfernte sich der nach und nach immer zivilisiertere Mensch durch die „Vervollkommnung seiner Selbstkontrollmechanismen“. ⁹⁹ Im gleichen Sinne interpretiert auch Maurizi, denn laut ihm setzen in der Übergangsphase von der prähistorischen zur zivilisierten Zeit beim Menschen die ersten Formen der Unterdrückung des „inneren Tieres“ ein, was sich u.a. in der Körperhaltung, dem Setzen von sexuellen Tabus, der Ritualisierung der Existenz und der Ausbeutung der kollektiven Arbeit zeigt, gefolgt von der Geburt des Staates und der Religion, der Einrichtung der sozialen und gesellschaftlichen Hierarchie sowie der Einrichtung des Patriarchats und der Ideologieschaffung durch die Eliten, was seiner Ansicht nach letztlich zur Entstehung einer Spezieshierarchie mit totalitärer Ausbeutung der Natur und der Vergötterung der Menschen und zugleich zur symbolischen Disqualifizierung der Tiere führte. ¹⁰⁰ So sieht er die „Befreiung des Menschen“ als „Teil der Befreiung der Tiere“. ¹⁰¹

Röcklinsberg weist zudem auf die von Descartes propagierte Betrachtungsweise des Tiers als seelenlose Maschine hin, die nicht fähig sei, Schmerz zu empfinden, was wiederum auf der Auffassung des jüdisch-christlichen Weltbildes basiert, die besagt, dass der Mensch als Krone

Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 77.

⁹⁷Macho, Thomas (2006a): *Das Schwein im Haus. Domestikation und Haltung*. In: Stiftung Schloss Neuhardenberg; Macho, Thomas (Hg.): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: Nicolai, S. 21.

⁹⁸ Macho, Thomas (2006a): *Das Schwein im Haus. Domestikation und Haltung*. In: Stiftung Schloss Neuhardenberg; Macho, Thomas (Hg.): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: Nicolai, S. 21.

⁹⁹ Pollack 2009, S. 114. Vgl. auch: Wippermann, Wolfgang; Berentzen, Detlef (1999): *Die Deutschen und ihre Hunde. Ein Sonderweg der Mentalitätsgeschichte?* München: Siedler. S. 114.

¹⁰⁰ Vgl. Maurizi 2007, S. 122.

¹⁰¹ Maurizi 2007, S. 123.

der Schöpfung diese für eigene Zwecke benutzen dürfe und Tiere ausschließlich als Ressource behandelt werden könnten.¹⁰² Leslie/Watson benennen das Verschwinden der Tiere im Verlaufe der urbanen Industrialisierung im 19. Jahrhundert, aus denen sie zunächst als Maschinen, dann später nur noch als Rohstoffe wieder auftauchten. In Anlehnung an Berger beschreiben sie mit der „Eingliederung der Tiere in den Verwertungsprozess“ den Verlust der engen Mensch-Tier-Beziehung und die Marginalisierung der Tiere, die gleichzeitig durch die Erfindung des Haustieres im Industriezeitalter wieder aufgehoben werden soll und eine Aussöhnung vorgaukle – „Zwischen Mensch und Natur öffnet sich ein Spalt – für die Natur eine riesige Kluft“.¹⁰³ In der Moderne erscheint – um mit Münchs Worten zu sprechen – der Mensch als das „Ja-aber-Tier“ (ein Tier also, dass *aber* z.B. sprechen, arbeiten, weinen, denken kann), „das eben *weiß*, dass es ein Tier ist, und folglich die Sphäre des Tierischen zu transzendieren vermag“.¹⁰⁴ Die zweifache Geschichte des Menschen als kulturelles *und* biologisches Wesen begann sich erst „mit der kulturellen Distanz vom Tier grundsätzlich zu wandeln“ und schließlich in dem „philosophisch, theologisch oder pragmatisch aus der simplen Logik der technischen Überlegenheit begründete[n] ‚Dominium terrae‘“¹⁰⁵ zu enden, in welchem das Verhältnis zwischen Mensch und Tier in der heutigen Zeit als äußerst ambivalent und asymmetrisch erscheint.

2.3.1 Die aktuelle Lage – Vermenschlichung vs. Vermassung

Die in sehr vielfältigen Formen und Varianten auftretende Mensch-Tier-Beziehung der heutigen Zeit zeigt „irritierende Konturen, deren Extreme zwischen kaum reflektierter Verwertung und sentimentalischer Anthropomorphisierung schwanken“.¹⁰⁶ Diese „polaren Positionen der nüchternen ökonomischen Kalkulation in der Tierproduktion und der persönlichen Bindung an das >Luxus<-Tier als lebendigen, empfindenden und empfindsamen

¹⁰² Röcklinsberg, Helena (2001): *Das seufzende Schwein. Zur Theorie und Praxis in deutschen Modellen zur Tierethik*. Erlangen: Fischer (Tierrechte - Menschenpflichten, Bd. 6). S. 14f.

¹⁰³ Vgl. Leslie, Esther; Watson, Ben (2007): *Tiere, Geschichte und Kunsttriebe*. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 206. In Anlehnung an: Berger, John (1980): *Why Look At Animals?* Geschrieben 1977 für das Magazin *The New Statesman*, neu aufgelegt in: Berger, John (Hg.): *About Looking*. London: Pantheon Books, S. 12.

¹⁰⁴ Macho 2004, S. 77.

¹⁰⁵ Münch 1998, S. 11.

¹⁰⁶ Ebd. S. 9.

Partner¹⁰⁷ werden vielfach in der Literatur hervorgehoben und ihre möglichen Ursachen und Konsequenzen diskutiert.

Auf das große Paradoxon, dass die Menschen dank der Ethologie zwar niemals zuvor so viel über die Bedürfnisse der Tiere wussten, aber auch niemals – faktisch sowie moralisch – in ihrer Mehrzahl weniger davon wissen wollen als heute, weist Horst Stern in einer seiner Reden hin. Er bezeichnet die *Vermassung* dabei aber – neben der Stoffgleichheit – als *identisches* Schicksal von Mensch und Tier:

[...]ein Schicksal, das sich in der Leistungssteigerung bis hin zum physischen Zusammenbruch und in der Wohnform der Batterie ausdrückt. Weil aber der Mensch so auf die Dauer nicht leben kann, bricht er ahnungsvoll aus ins Grüne, in den noch oberflächlicheren Natur- und Umweltschutz, diese große, das Gewissen relaxierende Mode unserer Zeit. Und weil er auch mit der Tiermaschine auf seinem Gewissen nicht leben kann, bricht er aus in die noch oberflächlichere Tierliebe, die der andere bedeutende Verdrängungsmechanismus dieser Jahre ist.¹⁰⁸

Schon in den 70er Jahren gab es offensichtlich diese kontrastierenden Tendenzen, die sich bis heute in ihren jeweiligen Extremen noch um einiges verstärkt haben. Auch Ursula Pia Jauch zieht sehr treffend die Bilanz, dass sich hinter dem „vernutzenden Umgang mit dem Tier [...] letztlich auch der Warencharakter“ zeige, „dem der Mensch sein eigenes Wesen zu unterziehen beginnt“,¹⁰⁹ und verweist damit, wie auch Horst Stern, auf die großen strukturellen und destruktiven Ähnlichkeiten zwischen Mensch und Tier in der heutigen Zeit. So begründet auch Konrad Lorenz die „allgemeine und rasch um sich greifende Entfremdung von der lebenden Natur“ mit der „ästhetischen und ethischen Verrohung der Zivilisationsmenschen“, die auch der Hast der heutigen Zeit geschuldet sei, und vergleicht ebenfalls das Leben der Menschen in „Massenbehäusungen“ mit der Massentierhaltung. So sind Hoch- bzw. Reihenhäuser für ihn „bestenfalls Batterien von Ställen für Nutzmenschen“, ein Wort, das er analog zum Begriff der „Nutztiere“ prägt.¹¹⁰ Menschen, die unter solchen Bedingungen leben, würden – da sie kaum noch die Schönheit der Natur und die Schönheit der menschengeschaffenen kulturellen Umgebung wahrnehmen könnten – wohl kaum geistig

¹⁰⁷ Allert, Tilman (2002): *Liebe ohne Ambivalenz. Zur kommunikativen Funktion von Tieren*. In: Bilstein, Johannes (Hg.): *Das Tier in mir. Die animalischen Ebenbilder des Menschen*; [erschieden anlässlich der Ausstellung Das Tier in mir - die Animalischen Ebenbilder des Menschen vom 26. Januar - 01. April 2002 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden]. Köln: König, S. 130. Siehe dazu auch: Meyer, Heinz (2000): *19./20. Jahrhundert*. In: Dinzelbacher, Peter (Hg.): *Mensch und Tier in der Geschichte Europas*. Stuttgart: Kröner. S. 535.

¹⁰⁸ Stern, Horst (1974): *Tiere zwischen Vermenschlichung und Vermassung. Eine Rede über die Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung, gehalten vor dem 11. Deutschen Tierärztetag im April 1974 in Berlin*. In: Horst Stern (Hg.): *Mut zum Widerspruch. Reden und Aufsätze*. München: Kindler, S. 18.

¹⁰⁹ Vgl. Jauch 2004, S. 249.

¹¹⁰ Vgl.: Lorenz, Konrad (1989): *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*. Orig.-Ausg., 21. Aufl. München: Piper. S. 28f. (Kapitel III, *Verwüstung des Lebensraums*).

und seelisch gesund zu erhalten sein.¹¹¹ Das Krankmachende der heutigen Lebensweise vergleicht er mit dem Bild eines bösartigen Tumors. So habe das „histologische Bild der völlig uniformen, strukturarmen Tumorzellen“ eine „verzweifelte Ähnlichkeit mit einer Luftaufnahme einer modernen Vorstadt mit ihren Einheits-Häusern“.¹¹² Die Massentierhaltung von Tieren als auch Menschen bezeichnet er gleichermaßen als „Kulturschande“.¹¹³

Ein bezeichnendes Beispiel für die extrem rasante Entwicklung der Massentierhaltung ist der Verzehr bzw. die Produktion von Schweinefleisch. So wurden Mitte des 19. Jahrhunderts zur Bedarfsabdeckung der damals ca. 40 Millionen Deutschen noch etwa 4 Millionen Schweine pro Jahr verarbeitet, heute – nicht einmal 150 Jahre später und bei einer verdoppelten Einwohnerzahl – sind es etwa 28 Millionen.¹¹⁴ Hinzu kommen im Schnitt – und das nur in Deutschland! – 13 Millionen Rinder und 50 Millionen Hühner und Puten, wobei in der industriellen Massentierhaltung nur noch eine einzige Arbeitskraft für rund 40.000 Hühner oder 2.000 Mastschweine zuständig ist.¹¹⁵

Dieser Maschinisierung und Vermassung gegenüber stehen die etwa 31 Millionen Hunde, Katzen, Kleinsäuger und Ziervögel, die in den Haushalten der Deutschen leben¹¹⁶, zum Teil – um nochmals Horst Stern zu paraphrasieren – in grotesker Vermenschlichung, Individualisierung und hysterischer Verhätschelung, und oft zu Tode geliebt. Das Tierschutzgesetz – „für die Vermenschlichen aus Mangel an Straftatbeständen nicht gedacht, für die Ausbeuter aus ökonomischen Zwängen nicht gemacht“ – moralisiere dazwischen im Niemandsland und wirke eigentlich nur für eine „Minderheit krimineller Tierquäler“.¹¹⁷

Eine gängige Begründung für diese krassen Gegensätze der Behandlung von Tieren liefert Ulrike Pollack, indem sie als Grund für jenes paradoxe Verhältnis – nämlich, dass eine individuelle Mensch-Tier-Beziehung mit ausgeprägter Du-Evidenz und die kollektive Mensch-Tier-Beziehung fast immer bei einem Menschen parallel auftreten – das beim

¹¹¹ Vgl. Lorenz 1989, S. 30.

¹¹² Vgl. ebd. S. 29.

¹¹³ Vgl. ebd. S. 30.

¹¹⁴ Vgl. Kassung, Christian (2006): *Das große Fressen. Vom Schweinebraten bis zur Mastanlage*. In: Stiftung Schloss Neuhausen; Macho, Thomas (Hg.): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: Nicolai, S. 103.

¹¹⁵ Vgl. Fakten zur Massentierhaltung in Deutschland, MDR. Zu finden unter: <http://www.mdr.de/sachenspiegel/massentierhaltung100.html> Stand: 24.01.2014.

¹¹⁶ Vgl. Heintierhaltung in Deutschland 2012, PETcom. Zu finden unter: <http://www.petcom.at/deutschland/marktdaten/Heintier-Populationen/Heintierhaltung-in-Deutschland-2012.html> Stand: 24.01.2014

¹¹⁷ Vgl. Stern 1974, S. 14.

Menschen gleichzeitige Auftreten zweier völlig gegensätzlicher und unvereinbarer Komplexe moralischer Wertvorstellungen angibt, also eine „Doppelmoral“. Da es psychologisch und moralisch unerträglich wäre, beide Komplexe stets gleich zu gewichten, gäbe es zwei unterschiedlich behandelte, separate Klassen von Haustieren, und beide Arten der Behandlung seien „normal“.

Eine *Du-Evidenz* – gemeint ist damit, wie Janshen es so schön und prägnant formuliert, „der spontane Austausch zwischen Menschen und Tieren, das sich ohne Anstrengung herstellende Gefühl, miteinander kommunizieren zu können“,¹¹⁸ könne sich besonders bei Spezies entwickeln, bei denen die Fähigkeit zur Interspezieskommunikation besonders ausgeprägt ist. Dies sei vor allem bei Heimtieren der Fall, die viele Bedürfnisse menschlicher Lebensqualität wie Aktivität, Kommunikation, Entspannung und Selbstbetätigung erfüllen, während eine anonyme kollektive Mensch-Tier-Beziehung bei den Tieren bestehe, aus denen der Mensch einen materiellen Nutzen zieht, die also versachlicht werden. Hierbei ist anzumerken, dass es bei dieser „Klassifizierung“ große kulturelle Unterschiede gibt – zu erwähnen sei nur die in Indien heilige Kuh oder der Hund als Nahrungsmittel in Asien.¹¹⁹

Gegen die Doppelmoral als Begründung für jenes Verhalten spricht sich Günther Rogausch aus. Für ihn beruht die „kollektive Schizophrenie“ der so unterschiedlichen Behandlung von Tieren nicht „auf einer verlogenen, mit zweierlei Maß messenden Moral“, denn „das Maß ist dasselbe: ‚Tiere sind für uns da!‘“. Dies gelte für den Menschen, der sowohl den Hund streichle, als auch im nächsten Moment Schweinefleisch verzehre. Sowohl Tierliebe als auch „Fleischessen“ beruhen für Rogausch auf speziesistischer, internalisierter Ideologie.¹²⁰ Dies ist ein sehr interessanter Ansatz, der auch das Konzept der sogenannten „Tierliebe“, die oft nur auf sehr fragliche Weise den wirklichen Bedürfnissen der Tiere gerecht wird, grundsätzlich infrage stellt.

Bei genauerem Hinsehen kristallisiert sich heraus, dass kaum eine Form der Beschäftigung mit Tieren nur um ihrer selbst willen geschieht, auch nicht, wenn es „gut gemeint“ ist. Die zugrunde liegenden Motive sind letztlich immer anthropozentrisch, das heißt „mehr oder weniger stark auf Ausbeutung und Erhaltung der körperlichen oder geistigen, in jedem Fall

¹¹⁸ Janshen, Doris (1996): *Frauen, Männer und dann auch noch die Tiere. Zur kulturellen Integration des "Animalischen"*. In: Modelmog, Ilse; Kirsch-Auwärter, Edit (Hg.): *Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen*. Freiburg i. Br. Kore (Forum Frauenforschung, Bd. 9), S. 268.

¹¹⁹ Vgl. Pollack 2009, S. 41f.

¹²⁰ Rogausch 2007, S. 356.

der dem Menschen nützlichen Eigenschaften der Tiere gerichtet“.¹²¹ Als kleines Beispiel sollen die bereits zitierten berühmte Worte von Konrad Lorenz gelten, die auch in aller Munde der Tierschützer sind, nämlich dass die heutige Art der Fleisch- und Eiproduktion eine „Kulturschande“¹²² sei; letztendlich wird bei dieser Formulierung deutlich, dass es nicht einmal dort um die Tiere selbst geht, sondern das „eigentliche Verbrechen“ damit umdefiniert wird. „Es wird der Menschheit oder auch dem „Volk“, der „Nation“, der „eigenen Kultur“ zugefügt“,¹²³ und der *Menschheit* wegen sollte diese Schande behoben werden.

Doch wie soll eine andere, nicht anthropozentrische Sichtweise möglich sein? Bilstein schreibt treffend: „Die Tiere, wie wir sie sehen, bleiben immer unsere Tiere, bleiben immer die Tiere in unseren Augen. Andere als unsere Tiere können wir gar nicht sehen – aber zumindest können wir uns dieses unseres Sehens einigermaßen bewußt sein“.¹²⁴

In diesem Sinne soll in der folgenden literarischen Analyse der Blick auf die Tiere und die Funktion ihrer Darstellung und das Bewusstseins unseres Sehens genauer beleuchtet werden.

¹²¹ Stern 1974, S. 18.

¹²² Lorenz 1989, S. 30.

¹²³ Rogausch 2007, S. 357.

¹²⁴ Bilstein 2002b, S. 27.

3 Tiere und Frauen in literarischer, komparativer und filmischer Analyse und Interpretation

Nach diesem Einblick in philosophische und kulturgeschichtliche Betrachtungen zum Mensch-Tier-Verhältnis sowie dessen kritische Reflexion gehe ich nun zur literarischen Analyse über, die sich interdisziplinär mit verschiedenen Ansätzen aus den Human Animal Studies, Gender Studies und Queer Studies verweben soll.

Zwei Romane, in denen die Darstellung der Mensch-Tier-Beziehung sowie die Repräsentation und Behandlung von Tieren, zugleich aber auch von Frauen, eine zentrale Rolle spielen, werden zunächst jeweils einzeln und dann auch komparativ untersucht. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, stellen beide Romane Frauen in Ausnahmesituationen dar, beide Protagonistinnen töten am Ende einen Mann, beide haben ein besonders intensives und einzigartiges Verhältnis zu Tieren. Dabei scheinen die Romane auf den ersten Blick besonders an den in heutiger Zeit ökologisch eingestellten Leser gerichtet zu sein, da sie eine (wieder hergestellte) Einheit im Leben mit Tieren und einen Einklang mit der Natur suggerieren. Aber ist dem wirklich so?

Ein besonderes Augenmerk soll also auf die Ähnlichkeiten in den Strukturen, die Frauen- und Tierunterdrückung bedingen, gelegt werden, aber auch auf die Bedeutung und Funktion der Tiere selbst in den Romanen, auch unter Berücksichtigung des fragwürdigen Konzepts der Tierliebe.

Im Verlauf wird sich dann zeigen, inwiefern eine literaturwissenschaftliche Untersuchung unter Berücksichtigung der Human Animal Studies überhaupt fruchtbar und sinnvoll erweist und welche Schlüsse man für die weitere Forschung daraus ziehen kann.

3.1 *Die Wand*

3.1.1 Romaninhalt

Die Handlung von Haushofers 1963 erstmals erschienenem Roman *Die Wand* ist sehr überschaubar. Die namenlose Protagonistin findet sich – während eines Besuchs in der in den Bergen gelegenen Jagdhütte ihrer Freunde – dort plötzlich eines Morgens allein und umgeben von einer in ihrer Entstehung unerklärlichen und undurchdringbaren Glaswand wieder, hinter der offensichtlich alles menschliche und tierische Leben ausgelöscht ist. Rückblickend berichtet nun die Ich-Erzählerin, die sich noch immer in unveränderter Situation befindet, von

den letzten zweieinhalb Jahren, in denen sie, die eigentlich aus eher bürgerlich-„normalen“ Verhältnissen stammt, nun völlig auf sich allein gestellt und mit ihren Tieren zusammen im Einklang mit der Natur lebt und überlebt, weshalb in der Forschung häufig von einer „weiblichen Robinsonade“ die Rede ist.¹²⁵ Zu den tierlichen Protagonisten gehören der Hund Luchs, mit dem sie bis zu seinem Tod in engster Verbindung steht, eine alte Hauskatze und ihre (ebenfalls bereits verstorbenen) Katzenkinder Perle und Tiger sowie die ihr zugelaufene Kuh Bella und deren im Verlauf des Romans geborenes Kalb namens Stier.

Beschrieben wird ausführlich und detailgetreu, wie sie mithilfe der ihr „abscheulichen“ Jagd, dem Bestellen von ein paar Feldern und mithilfe der Milchnahrung ihrer Kuh über die Runden kommt, wobei sie sich landwirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen nach und nach aneignet. Dazwischen hat der Leser durch mal mehr, mal weniger ausführliche Reflexionen über ihr früheres und jetziges Leben, ihre Tiere und die intensive Beziehung zu ihnen an ihren vielen Gedanken und Überlegungen teil. Am Ende des Berichts steht die Tötung von Stier und Luchs durch einen fremden, urplötzlich auftauchenden Mann, der von der Erzählerin unmittelbar danach ebenfalls getötet wird. Ihre Motivation zum Schreiben bildet, wie sie selbst angibt, die Verarbeitung und Erklärung dieses schrecklichen Ereignisses, was aber letztendlich aus Papiermangel beendet werden muss und somit der Leser mit einem offenen Ende im Hinblick auf ihr weiteres Leben zurückgelassen wird.

Die Qualität der *Wand* besticht, in Strigls Worten, durch Vielschichtigkeit: „Man kann in dieser auf den ersten Blick so einfachen Geschichte immer noch ein bißchen tiefer graben und wird dabei auf neues Gestein, auf eine neue Erzader stoßen. Der Roman hält den

¹²⁵ Vgl. u.a.: Morrien, Rita (1996): *Weibliches Textbegehren bei Ingeborg Bachmann, Marlen Haushofer und Unica Zürn*. Würzburg: Königshausen & Neumann (Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 193), S. 27, sowie: Roebing, Irmgard (1989c): *Ist "Die Wand" von Marlen Haushofer eine weibliche Robinsonade?* In: *Diskussion Deutsch. Zeitschrift für Deutschlehrer aller Schulformen in Ausbildung und Praxis* 20, S. 54 und: Roebing, Irmgard (1994): *Weiblichkeit als Maskerade zur Besänftigung der Dämonen. Einheit und Trennung in Marlen Haushofers Roman "Die Mansarde"*. In: Cremerius, Johannes [u.a.] (Hg.): *Trennungen*. Besorgt von Franz Josef Knelangen und Wolfram Mauser. Würzburg: Königshausen und Neumann (Freiburger literaturpsychologische Gespräche, 13), S. 163. Wie von *Božena Choťuj* richtig erkannt, ist aber der Unterschied zu einer Robinsonade, dass die Protagonistin eine Existenz aufbaut und sich damit eine robinsonadenhafte „Lösung auf Zeit“ in eine „eigentliche Lebensform“ verwandelt. (Vgl. Choťuj, Božena (1999): *Alltag als Enge in deutschen Prosawerken vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Warszawa: Inst. Germanistyki Uniw. Warszawskiego, Wydział Neofilologii. S. 203. Auf einen weiteren Unterschied weist Irmgard Roebing hin, nämlich, dass bei Haushofer das Grundprinzip Liebe als „praktische Notwendigkeit“ und „Vernunft des Lebens“ (Roebing (1989c): S. 57) die Handlung durchzieht, während es in den männlichen Robinsonaden seit Defoes Robinson Crusoe stets die sog. „männliche Vernunft“ war – „Dieser analytischen, zweckrationalen Vernunft entgegen steht bei Haushofer eine kreatürliche ‚Vernunft‘ der Tiere und ein eigenes tendenziell wertrationales Verhalten.“ Vgl. ebd., S. 56.

unterschiedlichsten Interpretationen stand und läßt etliche plausible Deutungen zu“.¹²⁶ Wie solche Deutungen aussehen können, wird sich in den nächsten Kapiteln zeigen.

3.1.2 Befreiung oder Gefangenschaft? Zur Funktion der Tiere im Roman sowie den Interpretationsmöglichkeiten der weiblichen Seinserfahrung in der Natur

Im Folgenden möchte ich zunächst – beinahe anthropozentrisch vorgehend, denn hier steht eigentlich die Erzählerin im Vordergrund – die Funktion der Tiere und des Naturdiskurses für die *Erzählerin* herausarbeiten und wie verschieden dies auf die Leserschaft wirken kann.

Ein Dreh- und Angelpunkt der jeweiligen Deutungen ist die (fragliche und vieldiskutierte) Selbstbestimmung bzw. (miss-)glückte Seinserfahrung dieser Frau, bei der ihr Verhältnis zu den Tieren stets als sehr wichtiger Stützpfiler der jeweiligen Interpretation mit herangezogen wird.

3.1.2.1 Unter Menschen und doch so fremd – das frühere Leben der Erzählerin

Ursächlich für die vielfältigen Interpretationen sind unter anderem die teils widersprüchlich erscheinenden Aussagen der Erzählerin zum Befinden in ihrer Lage. So konstatiert sie gleich zu Anfang, dass sie und Luchs in eine „schlimme Lage geraten“ waren, mehr noch: „[...] und wir wußten damals gar nicht, wie schlimm sie war“ (WD 18).¹²⁷ In vielen ihrer späteren Aussagen wird aber deutlich, dass sie eigentlich froh darüber ist, aus ihrem bürgerlichen Leben und von den Menschen entkommen zu sein, und höchstens bedauert, „daß diese Frau [sie selbst, Anm.] so schlecht ausgerüstet war für das wirkliche Leben“ (WD 83). Über dieses Leben *vor* der Wand lässt sie die Leserschaft kaum etwas erfahren – sie bezeichnet es aber als von großem Überdruß, Hektik und Langeweile gekennzeichnet: „Die Langeweile, unter der ich litt, war die Langeweile eines biedereren Rosenzüchters auf einem Kongreß der Autofabrikanten. Fast mein ganzes Leben lang befand ich mich auf einem derartigen Kongreß, und es wundert mich, daß ich nicht eines Tages vor Überdruß tot umgefallen bin“ (WD 221). Ihr Leben erschien ihr als „grau und trübe“ (WD ebd.), als „ein aufgeblasenes Nichts“ (WD 185), ihre engsten Angehörigen erschienen ihr als Feinde, nur früher konnte sie sich noch in ihre Familie flüchten, als die Kinder noch klein waren – an diese Zeit hat sie die einzig positiven Erinnerungen, und auch ihr damaliger Ehemann wird nur zweimal kurz am

¹²⁶ Strigl, Daniela (2007): *„Wahrscheinlich bin ich verrückt ...“ Marlen Haushofer - die Biographie*. Ungekürzte, verb. Ausg., 1. Aufl. Berlin: List. S. 261.

¹²⁷ Haushofer, Marlen (2012): *Die Wand*. Roman. Mit einem Nachwort von Klaus Antes. 14. Aufl. Berlin: List. Im weiteren Verlauf der Arbeit unter dem Sigel „WD“ geführt.

Rande erwähnt.¹²⁸ Nun, im Wald, schärft sich durch ihren langsameren Lebensrhythmus ihre sinnliche Wahrnehmung und plötzlich fühlt sie sich endlich auf dem ihr „angemessenen Platz“ (WD 222). Da sie jetzt fast nichts mehr besitzt, ist sie endlich dazu fähig, ihren inneren Frieden zu finden (WD 210). So griff – mit Strigls Worten gesprochen – die Katastrophe in Wahrheit korrigierend in ihr Leben ein und befreite sie von den Zwängen der sozialen Fremdbestimmung.¹²⁹

Für die Menschen war dabei lediglich Mitleid als die einzige Form der Liebe geblieben (vgl. WD 228). Allein wenn sie sich dort im Wald noch einen Menschen wünschen dürfte, wäre das nur eine alte, gescheite und witzige Frau (vgl. WD 66), aber niemand mehr aus ihrem alten und von Zwängen durchnetzten Leben. Es fällt ihr deutlich leichter, Tiere zu lieben, als Menschen (WD 124). Vor Tieren fürchtet sie sich, im Gegensatz zu Menschen, auch nicht (WD 57) und auch in ihren Träumen erscheinen ihr die Menschen – ganz im Gegensatz zu den dort auftauchenden Traumtieren – entweder unfreundlich oder teilnahmslos (WD 149). Man kann also eine „tiefe Aggression, die hinter dem Bild der Wand steht, die offenkundige Verweigerung, die Verachtung des Menschlichen und damit auch der eigenen Menschlichkeit“ konstatieren: „Was überlebt und überleben hilft, sind die Tiere.“¹³⁰

3.1.2.2 Sorge, Liebe und Verantwortung – zur Funktion der Tiere für die Selbstfindung der Erzählerin

Neben der Sicherung des Überlebens durch die Beschäftigung mit den Tieren ist diese zugleich auch „Zweck und Medium der weiblichen Selbstfindung“.¹³¹ Dabei sind aber alle Begegnungen mit tierlichen Wesen und ihre Gedanken über ihr Zusammenleben mit ihnen durchgängig von einer gewissen Ambivalenz geprägt: „Der Umgang ist existenziell durch Fürsorge gekennzeichnet, die als Verantwortung ‚Sorge‘, ‚Last‘ und ‚Bürde‘ bedeutet. Die Verantwortung für die Tiere macht es dem Ich auch unmöglich, das eigene Dasein zu beenden. Zugleich bedeutet der Umgang mit den anderen Wesen dem Ich aber auch ‚Segen‘, weil durch die Sorge für die Tiere und durch deren Anteilnahme das für dieses Ich menschlich Eigentliche realisiert wird: die liebende Gemeinschaft und Bezogenheit der Lebenden“.¹³² Dies wird im Text vor allem deutlich am Beispiel der Kuh realisiert, indem sie wenige Tage

¹²⁸ Und hier auch nur, als sie sich daran erinnert, wie sie über ein Geschenk von ihm, nämlich eine zierliche goldene Uhr, damals Freude heucheln musste, obwohl sie sich viel lieber eine große praktische Armbanduhr gewünscht hätte. Vgl. WD 259.

¹²⁹ Vgl. Strigl 2007, S. 255.

¹³⁰ Strigl 2007, S. 264. Paraphrasierung von Erika Danneberg.

¹³¹ Roebling 1989c, S. 55.

¹³² Ebd. S. 55f.

nach deren Erscheinen diese beispielsweise gleich zwar als „Segen, aber auch eine große Last“ (WD 33) und sich selbst durch die Verantwortung und mit dem Tier verbundene und verpflichtende Arbeit als „Besitzer und der Gefangene einer Kuh“ (WD 33) wahrnimmt. Dabei macht sie stets deutlich, dass sie – auch wenn sie die Kuh gar nicht gewollt hätte – es ihr dennoch unmöglich gewesen wäre, sie zurückzulassen (vgl. WD 33) und auch, wenn sie keine Milch mehr gegeben hätte, sie nicht weniger gut für sie sorgen würde (WD 47). Auch später, als ein Kalb in Aussicht steht, schreibt sie dazu: „Es würde die Zeit meiner Gefangenschaft verlängern und mir neue Sorgen aufbürden, aber Bella soll ihr Kalb haben und glücklich sein, und ich werde nicht fragen, ob es in meine Pläne paßt“ (WD 234).

Auch wenn sich die Erzählerin in manchen Stunden auf eine Zeit freut, in der es nichts mehr geben würde, an das sie ihr Herz hängen könnte und sie müde davon ist, dass ihr alles wieder genommen wird, gibt es für sie wörtlich keinen Ausweg aus ihrer Lage, solange es im Wald auch nur irgendein Geschöpf gäbe, das sie lieben könnte – und wenn tatsächlich einmal keines mehr da wäre, würde sie aufhören zu leben (vgl. WD 162). Auch wenn ihre Gefühle gegenüber den Tieren also auf den ersten Blick ambivalent erscheinen, dann nur deshalb, weil Liebe oft nur mit etwas rein Positivem assoziiert wird. In der Tat aber ist Liebe – die für die Erzählerin als wichtigstes Grundprinzip gilt – untrennbar mit Selbstaufopferung und sorgender, unabdingbarer Verantwortung verknüpft.

Deshalb ist beispielsweise auch die Erinnerung an ihren ersten Sommer viel mehr von der Sorge um ihre Tiere überschattet, als von ihrer eigenen verzweifelten Lage. Dahingehend resümiert die Erzählerin, dass ihr die Katastrophe zwar eine große Verantwortung aus ihrem alten Leben abgenommen hatte, zugleich aber eine neue Last auferlegt habe (vgl. WD 75). Die Sorge darüber, was den Tieren alles zustoßen könnte, konstatiert die Erzählerin als unveränderlich ihr innewohnend: „Ich habe an derartigen Ängsten gelitten, solange ich mich zurückerinnere, und werde darunter leiden, solange irgendein Geschöpf lebt, das mir anvertraut ist. Manchmal, schon lange ehe es die Wand gab, habe ich gewünscht, tot zu sein, um meine Bürde endlich abwerfen zu können. Über diese schwere Last habe ich immer geschwiegen; ein Mann hätte mich nicht verstanden, und die Frauen, denen ging es doch genau wie mir“ (WD 71). Wie Strigl hier richtig feststellt, besteht diese Last aber nicht nur in der Versorgung der Tiere, sondern ist eher das „Überleben, das Leben an sich“¹³³ mit dem immerwährenden Drang, sich für andere aufzuopfern und sich dabei selbst zurückzunehmen. Es gelte also nicht, „*diese* Existenz mit ihren besonderen Umständen auszuhalten, sondern die

¹³³ Strigl 2007, S. 255.

Existenz an sich.“¹³⁴ Durch die Worte der Erzählerin wird deutlich vermittelt, dass diese Art von „Lebensgefühl“ etwas spezifisch Weibliches zu sein scheint und die Frau dabei gewissermaßen in eine ausweglose Opferrolle einzementiert ist.

3.1.2.3 Mutterschaft als existenzielles Bedürfnis – die Tiere als Ersatzfamilie

Die zuletzt erwähnten Dinge wie Verantwortung, Aufopferung und Sorge gegenüber den Tieren erinnert sehr an typisch weibliche bzw. vor allem damit häufig verknüpfte mütterliche Empfindungen. Und so – nämlich dass nur aufopfernde Sorge sie gleichzeitig auch glücklich machen kann – beschreibt die Erzählerin auch ihre frühere Zeit als Mutter von ihren damals noch *kleinen* Kindern.

In ihrer Erinnerung sieht sie ihre Kinder am liebsten in einem Alter von unter 5 Jahren, weil sie danach anfangen, aus dem Leben ihrer Eltern zu gehen, sich in „fremde Kostgänger“ zu verwandeln und eine Mutter laut ihren Worten kaum leben könnte, wenn sie diesen Übergang zur Selbstständigkeit zur Kenntnis nähme (vgl. WD 40). In ihrer Rolle als „gute Mutter für kleine Kinder“ versagte sie in dem Moment, als „sie größer wurden und zur Schule gingen“ (WD 202). Diesen Moment bezeichnet sie als den „Anfang vom Ende“ (WD 203), ab welchem sie sich immer unsicherer im Umgang mit ihnen zu fühlen begann und sich zwar, so gut es ihr möglich war, um sie sorgte (vgl. WD 202), aber sie danach eigentlich „nie mehr glücklich“ gewesen war. So schreibt sie sogar: „Alles veränderte sich auf eine trostlose Weise, und ich hörte auf, wirklich zu leben.“ Deshalb gibt sie auch später zu, nur noch um die Kinder im Kleinkindalter zu trauern, jedoch nie um die Halberwachsenen, die sie später dann waren (vgl. WD 40). Interessanterweise begann sie nach dem Schulbeginn und der beginnenden Abnabelung sich wieder mehr ihrem Mann zuzuwenden, da er sie nötiger zu brauchen schien als die Kinder (vgl. WD 202f.).

Es wird deutlich, dass sie sich, um das Gefühl eines *wirklichen* und erfüllten Lebens aufrechterhalten zu können, stets um jemanden kümmern und sich im permanenten Zustand der Sorge befinden und sich selbst dabei immer zurückstellen muss. Besonders wird dies nach ihrer Übersiedelung auf die Alm im zweiten Sommer deutlich – dort findet sie in den sternenklaren Nächten endlich wirklich zu sich selbst, empfindet dort großes Glück und beinahe erleuchtenden Frieden, während sie in Gedanken über die Welt versonnen mit sich selbst und der Natur endlich am meisten im Einklang ist. Dieses Zu-sich-finden und Zeit für

¹³⁴ Ebd. S. 266.

sich selbst nehmen fasst die Erzählerin allerdings ganz anders auf: „Ich hatte mich so weit von mir entfernt, wie es einem Menschen möglich ist, und ich wußte, daß dieser Zustand nicht anhalten durfte, wenn ich am Leben bleiben wollte“ (WD 210). Auch hier macht sie ihr Überleben wieder von einem geistigen Befinden abhängig. Die Nähe zu sich selbst empfindet sie im Gegenteil als gefährliche Entfernung und Entfremdung.

Wie gut also, dass ihr „nach der Katastrophe in Gestalt der Tiere eine Art Ersatzfamilie zuwächst, um die sie sich kümmern muß, die aber umgekehrt auch sie am Leben erhält.“¹³⁵ Auch der Erzählerin selbst ist die Parallele nicht verborgen geblieben: „Ich hatte ja nur noch die Tiere, und ich fing an, mich als Oberhaupt unserer merkwürdigen Familie zu fühlen“ (WD 47). Da sie schon vor der Wand „überhaupt nur leben“ konnte, weil sie sich in ihre Familie flüchten konnte (vgl. WD 221f.), sichern nun also die Tiere ihr Wohlbefinden, und das sogar noch auf eine bessere Art und Weise als ihre damalige Menschenkinder-Familie, da bei den Tieren klar ist, dass sie nie aus ihrem Abhängigkeitsverhältnis herauswachsen würden.¹³⁶

3.1.2.4 Die Hausfrau in der Natur – eine missglückte Autarkie? Zum Naturdiskurs Haushofers

Durch die soziale Verantwortung für die Tiere als Ersatz für die vorherige soziale Fremdbestimmung durch Menschen ist jedoch laut Strigl das „Ideal der Autarkie“ im Roman nicht vollends verwirklicht.¹³⁷ Auch Nolte erkennt, dass sich die Erzählerin zwar einerseits von vorgegebenen Weiblichkeitsmustern gelöst und zu einer neuen Lebensart gefunden habe, sie andererseits aber auch ihr „bisheriges Leben der planmäßigen Haushaltsführung und Bedürfnisbefriedigung anderer“ fortsetzt. „Das Tal, in dem sie eingeschlossen ist, wird wieder zu einem ‚bürgerlich-familiären Intimraum‘ hinter einer schützenden (Haus-)Wand. Dort stellt sie eine Familienstruktur her, indem sie die Tiere zu Substituten von Mann (der Hund Luchs) und Kindern werden läßt“.¹³⁸

Ähnlich interpretiert Elke Brüns das in der Natur *eingesperrt sein* der Erzählerin, ein dort dargestellter Lebensentwurf, der zentral an die Akzeptanz der Mutterfunktion gebunden sei

¹³⁵ Strigl 2007, S. 255.

¹³⁶ Dies erwähnt die Erzählerin auch an mehreren Stellen, wenn sie z.B. feststellt, dass, wenn sie sterben würde, Bella „elend umkommen“ würde (WD 188) bzw. Bella und Stier im Winter ohne sie verhungern würden (WD 200).

¹³⁷ Vgl. Strigl 2007, S. 255.

¹³⁸ Nolte, Anke (1992): *Marlen Haushofer. "... und der Wissende ist unfähig zu handeln" : weibliche Mittäterschaft und Verweigerung in ihren Romanen*. Münster, New York: Waxmann (Waxmann Portrait). S. 67. Vgl. auch: Roebeling, Irmgard (1989a): *Arche ohne Noah. Untergangsdiskurs und Diskursuntergang in Marlen Haushofers Roman "Die Wand"*. In: Cremerius, Johannes (Hg.): *Untergangsphantasien*. Würzburg: Königshausen und Neumann (Freiburger literaturpsychologische Gespräche, 8), S. 81.

und somit der „Ausbruch aus der Familie und Rückkehr in dieselbe“ ein großes Thema darstelle: „Die Erzählerin ist gefangengesetzt in der Natur, die eine ins Globale überhöhte Darstellung des weiblichen Hausfrauen- und Mutterdaseins entwirft“¹³⁹ – eine veredelte und der Banalität enthobene „hausfrauliche Sisyphosarbeit“,¹⁴⁰ die aber dennoch eine solche bleibt. Dies habe wohl weit weniger mit einer „geglückten Seinserfahrung“ zu tun, wie manche Interpreten denken mögen, sondern das Leben in der Natur habe einen sehr erzwungenen Charakter, wobei sich Brüns hierbei auf eine Aussage Haushofers selbst zu der Figur der Erzählerin bezieht: „Die Frau in der *Wand* ist vielleicht die einzige Gestalt, die zu einer Bejahung ihrer Pflichten gefunden hat, weil jede Nachlässigkeit das Ende ihrer Welt bedeuten würde. Aber diese Frau befindet sich in einer wirklichen Ausnahmesituation: sie hat nicht die geringste Möglichkeit, nach irgendeiner Seite auszubrechen.“¹⁴¹ Für Brüns unterstreicht der Naturdiskurs also gerade *nicht* eine, in unseren ökologisch orientierten Zeiten „geglückte Seinserfahrung“,¹⁴² sondern „reproduziert dabei auf der textmanifesten Ebene genau den Verblendungszusammenhang, der die Arbeitsteilung der Geschlechter als natürliche deklariert“.¹⁴³ Brüns reflektiert den Naturdiskurs folgendermaßen:

Die Zivilisationskritik Haushofers liegt nicht in der manifesten Kritik an der Entfremdung, [...], sondern in der Diskursivierung der Natur, die eine *Versagensstruktur* hat und damit fern jeder Idealisierung als *locus amoenus* auf die deformierte Natur der Frau, auf ihre *Geschichte* zurückweist. Dieser Vorgang ist kein freiwilliger: Da die Frau aus dem sozialen Raum ausgeschlossen ist, bleibt ihr auch kein Spiegel, ihre Existenz zu verorten und zu reflektieren. Im Rückzug in das *zugewiesene* Naturexil, das wahrlich kein Naturidyll ist, liegt die einzige Möglichkeit, die eigene Geschichte zu spiegeln: In der Diskursivierung der Natur als *Lebensraum* mit seinen hausfraulich-sorgenden-mütterlichen Anforderungen an das weibliche Ich spiegelt sich die im Zuge der Geschlechterrollendefinition zur ersten Natur erklärte bürgerliche Existenz der Frau wider. Haushofers *Wand*-Erzählerin ist dort am meisten gesellschaftliches Wesen, wo sie anscheinend völlig in der Natur >zu Hause< ist.¹⁴⁴

Sie kritisiert weiterhin, dass durch die literarische Darstellung der „Nicht-Ort der Frau“ als einziger, „in dem eine weibliche Utopie denkbar sei“, zementiert werde.¹⁴⁵ Dies ist nun ein sehr interessanter Ansatz, da er die Interpretation einer endlich befreiten Frau in einer endlich befreiten Natur radikal verkehrt und als eigentlich genau gegenteilig entlarvt und somit entmythologisiert.

¹³⁹ Brüns, Elke (1998): *Aussenstehend, ungelenkt, kopfüber weiblich. Psychosexuelle Autorpositionen bei Marlen Haushofer, Marieluise Fleisser und Ingeborg Bachmann*. Stuttgart: Metzler (Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 48), S. 61.

¹⁴⁰ Vgl. Strigl 2007, S. 269.

¹⁴¹ Haushofer, Marlen; Dunkl, Dora (1986): *„Meine Bücher sind alle verstoßene Kinder“*. Ein Gespräch mit Dora Dunkl. In: Duden, Anne [u.a.] Hg.): *„Oder war da manchmal noch etwas anderes?“ Texte zu Marlen Haushofer*. Frankfurt: Verlag Neue Kritik, S. 135. Vgl. auch Brüns 1998: S. 61.

¹⁴² Brüns 1998, S. 62.

¹⁴³ Ebd. S. 60.

¹⁴⁴ Brüns 1998, S. 60.

¹⁴⁵ Ebd. S. 62.

3.1.2.5 Zur psychoanalytischen Deutung des Romans von Elke Brüns

Während Brüns' gerade erwähnter, zunächst sehr interessante und neue Perspektiven eröffnender Ansatz noch einleuchtet, folgt daraufhin in ihrer Untersuchung eine Analyse der Funktion der Tiere für die Erzählerin auf psychoanalytischer Basis, die ich als äußerst spekulativ und für nicht haltbar befinde, hier aber dennoch in groben Zügen wiedergeben möchte:

Für Brüns stellen die Katze und die Kuh jeweils zwei unterschiedliche Mutterfiguren der Erzählerin dar: die Katze sei eine sexuelle und begehrende Mutter, während die asexuelle Kuh Bella „muttert“ und die Tochter ebenfalls zum „Muttern“ zwingt.¹⁴⁶ Gegen dieses *mothering* richte sich auch der Unmut der Erzählerin gegenüber der Kuh, der auf einer tiefenpsychologisch zugrundeliegenden Oralfixierung beruhe, was durch ihren Milchkonsum bestätigt werde. Bei der Katze und ihrem Katzensohn Tiger handle es sich um ein anti-ödipales Mutter-Sohn-Modell. Der Wald sei nur von männlichen Tieren bewohnt: „Damit sind alle Männer-Funktionen im sozialen Raum versammelt: Die von der Erzählerin getöteten Hirsche stellen die Ernährer der Familie dar, der Kater Ka-au Ka-au ist der sexuelle Mann, und Tiger/Fuchs ist der ödipale Sohn, der die Frau erbeutet“,¹⁴⁷ zugleich sei er der Ort der mütterlich-weiblichen Selbstrepräsentanz. Auf der Almhütte komme es dagegen am Ende zu einem ödipalen Familienraum, nur ohne Vater, in den der Mann – dann also doch der Vater – als „großes Ziel des Textes“ am Ende eindringt und seinen „Sohn“ Stier als ersten tötet.¹⁴⁸ Die Almhütte sei somit als „Ort des ödipalen Subjekts“ zu bestimmen, wofür zum Beispiel auch das Gewehr als phallisches Zeichen stehe.¹⁴⁹

Auch wenn psychoanalytische Literaturwissenschaft manchmal neue und interessante Perspektiven eröffnen kann, empfinde ich die Interpretation der *Wand* hierbei als zu stilisiert, gar „an den Haaren herbeigezogen“. Ein Beispiel: Dass die Erzählerin in ihrer dortigen Situation die Milch der Kuh als existenzielles Grundnahrungsmittel konsumiert, hat meines Erachtens nach absolut *nichts* mit einer Oralfixierung zu tun. Solche Interpretationen gehen am Text vorbei und scheinen künstliche Probleme herstellen zu wollen, wo eigentlich gar

¹⁴⁶ Brüns 1998, S. 64.

¹⁴⁷ Ebd. S. 74.

¹⁴⁸ Ebd. S. 75f.

¹⁴⁹ Ebd. 64ff.

keine sind. Ihre Berechtigung – wie jede andere, immer subjektive Deutung eines literarischen Textes – hat sie dann wohl vor allem als Beitrag zur Interpretationsvielfalt.

Brüns' Ansätze machten mir sehr deutlich, *wie* verschieden der Inhalt auf Leser und Leserinnen wirken und was das für unterschiedliche Folgen haben kann. Doch sind die ökologisch eingestellten Leser wirklich im Rückstand, weil sie das, was für Brüns *eigentlich* zwischen den Zeilen geschrieben steht und manifestiert ist, nicht erkennen? Oder erkennt Brüns nicht, dass auch noch andere Wahrheiten aus dem Text herausleuchten? Diese Frage kann wohl jeder nur für sich selbst beantworten.

3.1.2.6 Zur Wehrsetzung gegen das Patriarchat – weibliche Moral als Waffe? Die Interpretation Anke Noltes

In einem anderen, sehr interessanten Blickwinkel interpretiert Anke Nolte die Situation der Erzählerin. So sei sie zwar durch die Wand als „männliche Todeswaffe“ in ein Exil verwiesen worden, was für „das Ausgeschlossenensein der Frau aus der patriarchalen Gesellschaft“ stehe, aber somit sei die Erzählerin im Rahmen dieser patriarchalen Gesellschaft eben auch nicht mehr funktionalisiert und damit an ihr als Mittäterin beteiligt.¹⁵⁰ Nur durch ihr Alleinsein im Exil sei sie zur „(Selbst-)Reflexion und zur Gestaltung eines eigenen Lebensentwurfs“ fähig.¹⁵¹ Besonders interessant fällt hier die Deutung der Tötung des männlichen Eindringlings am Ende aus:

Mit der Tötung des Mannes [am Ende des Romans], ein Vertreter des abgewirtschafteten Patriarchats, gibt sie das Gegensätze versöhnende, Widersprüche eliminierende Anpassungs- und Verdrängungsverhalten auf und entscheidet sich für eine trennende Konfrontation. Sie ist somit keine Mittäterin mehr an patriarchalen Taten, indem sie ihnen tatenlos zusieht.¹⁵²

Das Prinzip der Mütterlichkeit mit ihren Tieren als Ersatzfamilie deutet sie damit im Gegensatz zu Brüns nicht negativ und als alte Muster repräsentierend, sondern positiv, da für sie Haushofer „der patriarchalen, männlichen Moral den traditionell weiblichen Wert der Mütterlichkeit als weiblicher Moral“ entgegensetzt. Die weibliche Moral des Lebens und Liebens beschreibe Haushofer nicht nur als Status Quo des patriarchalen Alltags, sondern verleihe ihr auch eine utopische Dimension, da nur Liebe Hoffnung auf ein besseres Leben geben könne,¹⁵³ während das männliche Prinzip offensichtlich eher zur Auslöschung von Leben führt.

¹⁵⁰ Vgl. Nolte 1992, S. 64.

¹⁵¹ Ebd. S. 65.

¹⁵² Nolte 1992, S. 66.

¹⁵³ Vgl. ebd. S. 68.

Dennoch sollte man aber – wie Irmgard Roebing – erwägen, dass auch in dem Schießbakt am Ende etwas Gewaltvolles passiert und damit die „Vorstellung von einer geschlechtslosen Welt mütterlich-liebevoller Bindung (wie sie vor allem im Verhältnis zum Hund Luchs, aber auch zu den anderen Tieren und der Natur sich darstellte) und – damit verbunden – die Illusion vom aggressionsfreien, nur in Fürsorge für andere sich betätigenden Ich aufgegeben“ wird.¹⁵⁴

3.1.2.7 Die Geburt des Kalbs

An dieser Stelle möchte ich noch besonders auf die Szene der Geburt des Stierkalbs hinweisen, die für mich einen weiteren wichtigen Schritt des Zu-sich-Findens und Besinnens auf die eigenen (weiblichen) Urinstinkte der Erzählerin repräsentiert.

In ihrer Unsicherheit, wie sie sich helfend verhalten könnte, erinnert sie sich nur an ihre frühere Beiwohnung einer Kalbgeburt, bei der zwei starke Männer das Kalb aus dem Mutterleib gezogen hatten, was ihr sehr barbarisch erschienen war und ihr die Kuh dabei sehr leid getan hatte – „[...] aber vielleicht mußte es wirklich so sein. Ich verstand ja nichts davon“ (WD 141), resümiert sie. Hier verkörpert die Ich-Erzählerin noch eine sehr passive Frau, die unreflektiert das ihr eigentlich zuwider laufende Handeln der Männer eben einfach so hinnimmt. Als der eigentliche Geburtsvorgang wegen einem Feststecken des Kalbes jedoch nicht so richtig vorangehen will, besinnt sie sich aber endlich auf ihre *eigene* Kraft: „Ich besaß nicht die Kräfte von zwei Männern. [...] Wie ich so auf Bella hinsah, war mir plötzlich alles ganz klar. Ich konnte mir genau vorstellen, wie das Kalb in ihr lag. Es war ganz unsinnig, an den Vorderbeinen zu ziehen, das mußte den Schädel des Kalbes zurückreißen statt nach vorne drücken“ (WD 143). Unter Beachtung der Wehen und durchs Hineintasten in Bellas Leib kann sie den Kopf des Kälbchens nach unten drücken und durch ihre anstrengende Geburtshilfe zur alsbaldigen Erleichterung der Kuh und zum schnellen Befördern des Kalbes ans Licht der Welt verhelfen. Sich auf sich selbst zu besinnen, in seine eigene Stärke zu vertrauen und dann auch noch aktiv entsprechend zu handeln ist etwas, das ihr in ihrem bisherigen Leben, in dem sie sich ganz patriarchalen Strukturen und Mächten zu fügen schien, längst abhandengekommen war. Erst in Extremsituationen – und die Geburt des Kalbes ist nur eine davon im Laufe des Romans – und ganz auf sich allein gestellt, kann die Erzählerin sich und ihre Energien remobilisieren und Passivität gegen produktive Aktivität eintauschen, ohne von jemandem dabei gehemmt zu werden oder sich selbst zu hemmen.

¹⁵⁴ Roebing, Irmgard (1989b): *Drachenkampf aus der Isolation oder Das Fortschreiben geschichtlicher Selbsterfahrung in Marlen Haushofers Romanwerk*. In: Knapp, Mona; Labrousse, Gerd (Hg.): *Frauen-Fragen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*. Amsterdam, Atlanta, GA: Rodopi (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 29-1989), S. 304f.

Bei der Suche nach Hinweisen, „inwieweit männliche Gattungsmuster durch weiblich-identifikatorische Ausdruckssuche fortgeschrieben oder verändert werden können“,¹⁵⁵ trifft man also auf durchaus sehr unterschiedliche Interpretationsversuche. Stets wird das Verhältnis der Erzählerin zur Natur und zu den Tieren stets zur Unterstützung der jeweiligen Annahme herangezogen, da dieses eine grundlegende Funktion im Roman einnimmt, egal in welcher Hinsicht man ihn nun deuten möge.

Bisher wurde dabei das Augenmerk nur auf die die Erzählerin direkt umgebenden Haustiere gelegt, doch es wird auch noch eine andere Tiergattung erwähnt, die weitere Aufschlüsse geben und den Deutungshorizont noch weiter öffnen kann. Im Weiteren soll also auf die Funktion der Krähen im Roman eingegangen werden.

3.1.2.8 Doppelexistenz und Zukunftszeichen – die Krähenzeit

Neben den als „hausfraulich“ und „mütterlich“ und damit für manche Interpretierenden scheinbar negativ konnotierten verrichteten Arbeiten der Erzählerin muss man auch die Selbstwahrnehmung der Erzählerin einbeziehen, welche sich im Laufe ihres Aufenthalts gewaltig verändert. Ihr Selbstempfinden als – mit typisch weiblichen Attributen versehene – Frau beschreibt sie beinahe transzendental:

Mein Gesicht war mager und gebräunt und meine Schultern eckig, wie die eines halbwüchsigen Knaben. [...] Die Fraulichkeit der Vierzigerjahre war von mir abgefallen, mit den Locken, dem kleinen Doppelkinn und den gerundeten Hüften. Gleichzeitig kam mir das Bewußtsein abhanden, eine Frau zu sein. Mein Körper, gescheiter als ich, hatte sich angepaßt und die Beschwerden meiner Weiblichkeit auf ein Mindestmaß eingeschränkt. Ich konnte ruhig vergessen, daß ich eine Frau war. Manchmal war ich ein Kind, das Erdbeeren suchte, dann wieder ein junger Mann, der Holz zersägte, oder, wenn ich Perle auf den mageren Knien haltend auf der Bank saß und der sinkenden Sonne nachsah, ein sehr altes, geschlechtsloses Wesen. Heute hat mich der merkwürdige Reiz, der damals von mir ausging, ganz verlassen. Ich bin noch immer mager, aber muskulös, und mein Gesicht ist von winzigen Fältchen durchzogen. Ich bin nicht häßlich, aber auch nicht reizvoll, einem Baum ähnlicher als einem Menschen, einem zähen braunen Stämmchen, das seine ganze Kraft braucht, um zu überleben (WD 82).

Diese Beschreibung kann man zum einen – wie Franziska Frei-Gerlach – als „Beispiel performativer Inszenierung von Geschlechtsidentität lesen, deren Kohärenz und Kontinuität nicht mehr gewährleistet ist, und die in der produktiven Resignifikation ständig neue Identifizierungen hervorbringt“.¹⁵⁶ Geschlecht werde hier also situativ dargestellt, da sich die Protagonistin über Geschlechter- und Altersgrenzen hinweg je nach aktueller Tätigkeit

¹⁵⁵ Roebeling 1989b, S. 299.

¹⁵⁶ Frei Gerlach, Franziska (1998): *Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden*. Berlin: E. Schmidt (Geschlechterdifferenz & Literatur, 8). S. 168.

identifiziert und darüber hinaus ihre eigene Geschlechtsidentität so destabilisiert, dass sie vergessen kann, eine Frau zu sein. Frei-Gerlach konstatiert dies als konformgehend mit Judith Butlers These, nach der „die Inszenierung von Geschlechtsidentität performativ, das heißt ein Tun ist, das durch Wiederholbarkeit funktioniert, und je nachdem, wie diese Wiederholung ausfällt, stabilisierend oder destabilisierend wirkt“.¹⁵⁷

Ein wenig später weist die Ich-Erzählerin auch noch auf ihre Tierähnlichkeit hin: „Es fehlten mir nur noch Krallen, ein dichter Pelz und lange Fangzähne, und ich wäre ein völlig angepaßtes Geschöpf gewesen“ (WD 113). Ihren Identitätsfindungsprozess beschreibt sie selbst als „Verwandlung“ mit den Worten: „Allmählich fing ich an, mich aus meiner Vergangenheit zu lösen und in eine neue Ordnung hineinzuwachsen“ (WD 250). Diese Ahnung einer neuen Ordnung, durch welche die Durchquerung der verschiedenen Bilder führt, ist für Nolte in Anlehnung an Roebing durch „Entdifferenzierung, Entabstrahierung, Entfremdung und durch die Erfahrung körperlicher Nähe zu Erde und kreatürlichem Dasein“, im Gegensatz zur alten patriarchalen Ordnung der „Vergegenständlichung, Versachlichung, analytischen Trennung, Abstraktion“ charakterisiert.¹⁵⁸ Der Zustand der weiblichen Existenz zwischen Altem und Neuem, in Weigels Worten im Zwischenraum, im „nicht mehr“ einer alten und dem „noch nicht“ einer neuen Ordnung, lässt den „doppelten Ort der Frau“ eine utopische Dimension bekommen, nämlich als „Doppelexistenz im Muster der herrschenden Bilder und in der Antizipation der befreiten Frau“.¹⁵⁹ Diese Doppelexistenz drückt sich für Nolte eben im Bild der Krähen aus, die laut der Erzählerin ein „aufregendes Doppelleben“ (WD 152) führen und zu denen sie langsam, seit sie in der Natur zu leben begonnen hat, im Gegensatz zu früher Zuneigung gefasst hat.

Insbesondere hat sie eine einzelne weiße Krähe, die vom restlichen Krähenschwarm ausgeschlossen ist, in ihr Herz geschlossen und schon begonnen, sie zu füttern und damit zu zähmen, obwohl sie sich nicht sicher ist, ob sie damit nicht vielleicht ein Leben verlängert, das gar nicht verlängert werden sollte. Die Krähe „kann nicht wissen, warum sie ausgestoßen ist, sie kennt kein anderes Leben. Immer wird sie ausgestoßen sein und so allein, daß sie den

¹⁵⁷ Ebd. S. 168. Vgl. auch Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp; zur performativen Konstruktion des Geschlechts z.B. ebd. S. 9, zur kulturellen Konstruktion des Geschlechts ebd., S. 22. Wenn der kulturell bedingte Status der Geschlechtsidentität als radikal unabhängig vom anatomischen Geschlecht gedacht würde, werde die Geschlechtsidentität selbst zu einem „frei schwebenden Artefakt“, und Begriffe und Kategorien können Körper zwar bezeichnen, sind aber untereinander vollkommen austauschbar (Mann-Frau), ebd. S. 23

¹⁵⁸ Roebing 1989a, S. 76. Vgl. auch Nolte 1992, S. 69.

¹⁵⁹ Weigel, Sigrid (1983): *Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis*. In: Stephan, Inge; Weigel, Sigrid (Hg.): *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*. Berlin: Argument, S. 105. Hier zit. nach Nolte 1992, S. 69.

Menschen weniger fürchtet als ihre schwarzen Brüder“ (WD 252), so die Erzählerin, die damit auf sich selbst und ihre einstige Rolle unter den Menschen verweist. Auch sie hat sich immer allein gefühlt und kann nun an der Zuneigung artfremder Wesen, nämlich den Tieren, teilhaben und von diesen endlich akzeptiert werden. So scheint sie auch ihre eigenen Wünsche in die weiße Krähe zu projizieren: „Aber ich will, daß die weiße Krähe lebt, und manchmal träume ich davon, daß es im Wald noch eine zweite gibt und die beiden einander finden werden. Ich glaube nicht daran, ich wünsche es mir nur sehr“ (WD 252). Auch hier wird ihr Grundprinzip Liebe wieder besonders hervorgehoben, das sich auch den hoffnungslosesten Kreaturen annimmt.

Die weiße Krähe taucht auch ganz am Ende des Romans noch einmal bezeichnenderweise auf: „Wenn sie [die anderen Krähen, Anm.] nicht mehr zu sehen sind, werde ich auf die Lichtung gehen und die weiße Krähe füttern. Sie wartet schon auf mich“ (WD 276). Dieser metaphorische Romanabschluss kann, wie von Nolte, so interpretiert werden, dass „diese Situation der Frau im Dazwischen, die Haushofer nur als eine einsame Existenz imaginieren kann, zu einem Paradoxon verschärft“ wird und, so schreibt sie weiter: „Das Warten der Krähe verweist allerdings auf etwas Neues, auf jemand anderen und bedeutet die Hoffnung der Erzählerin auf eine menschliche Beziehung, die außerhalb patriarchaler Gewaltverhältnisse besteht und auf Liebe beruht“.¹⁶⁰

Venske deutet dieses Bild der in der „Krähenzeit“ lebenden Erzählerin und der einsamen weißen Krähe, die wiederum auch doch nicht ganz einsam ist, da der Zustand des Wartens ja auf *etwas anderes* verweise – vorsichtiger, aber dennoch ähnlich: „Die Utopie von einem möglichen Zusammenleben, das nicht mehr in einem Gewaltverhältnis, sondern in Liebe besteht, ist dort (noch) nicht realisierbar oder auch nur vorstellbar. Die Frau ahnt jedoch, daß es hinter allen Dingen etwas Neues geben müßte, nur ist sie noch zu sehr im Alten verwurzelt, um es wahrnehmen zu können“.¹⁶¹ Für sie beschreibt der Roman eine „Durchquerung“:

Wenn auch *das ganz andere* noch nicht vorstellbar bzw. darstellbar ist, so zeigt Haushofer doch auf, was die Voraussetzungen wären, um dahin zu gelangen: Einsamkeit und Autarkie, eine Identität *für sich*, im Unterschied zu den alltäglichen Liebesbeziehungen, die aus einem Mangel heraus eingegangen werden. [...] Wenn sie auch für ihre Liebesfähigkeit nur ihre Tiere als Objekte hat, so bleibt die Hoffnung auf zwischenmenschliche und zwischengeschlechtliche Liebe dem Text doch als utopischer Gehalt eingeschrieben.¹⁶²

¹⁶⁰ Nolte 1992, S. 71.

¹⁶¹ Venske, Regula (1987): „... das Alte verloren und das Neue nicht gewonnen...“ Marlen Haushofer. In: Stephan, Inge; Venske, Regula; Weigel, Sigrid (Hg.): *Frauenliteratur ohne Tradition? Neun Autorinnenporträts*. Originalausg. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch (Die Frau in der Gesellschaft), S. 125.

¹⁶² Venske 1987, S. 125f.

Ebenfalls als utopisches Zeichen, jedoch im Sinne des Textes als Todeszeichen fungierend, deutet Brüns hingegen das Bild der Krähe. Für sie steht die weiße Krähe als „Schwester, Philomela und Progne auf der Flucht. In dieser Existenz kennt sich die Hausfrau, Mutter, Ehegattin *und* Autorin aus“,¹⁶³ und verweist auf das von der Erzählerin benannte „aufregende Doppelleben der Krähen“ (WD 152).

Alles in allem ist das Bild der Krähe als Romanabschluss ein offener Ausgang, der frei gedeutet werden kann. Will man die weiße Krähe als eine Art Verbündete oder Spiegelbild der Erzählerin sehen, so kann dies entweder im Sinne einer als ausgeschlossene, einsame und aussichtslose Existenz auf Zeit verstanden werden, für die es aber – und das wäre die positive Deutung – noch immer Hoffnung gibt, da sie sich *selbst* noch nicht ganz aufgegeben hat, was, wie Nolte es richtig erkannt hat, durch den Zustand des *Wartens* gesichert wird. Und obwohl der Erzählerin ihr wichtigster Verbündeter, nämlich Luchs, genommen wurde und sie Zeuge eines sehr gewaltsamen Aktes wurde, scheinen sich dennoch neue Möglichkeiten und Hoffnung zu entwickeln. Dass die Krähe gerade die Farbe „weiß“ hat, die für Reinheit, Vollkommenheit, Licht und Frieden steht sowie „die Bereitschaft für Veränderung und eigene Vervollkommnung“ zeigt,¹⁶⁴ unterstützt hierbei noch zusätzlich die positive Deutungsweise. Eine solche Veränderung erfordert dabei gar keine Änderung der äußeren Umstände, sondern bezieht sich vielmehr auf das Innere der Erzählerin, das – um ein vollkommenes Sein zu ermöglichen – verstanden und angenommen werden muss. Dass sie dabei auf dem besten Wege ist, sich von ihren alten, zweifelnden Gedanken zu lösen und ihre neue Identität mit Selbstbewusstsein zu akzeptieren, symbolisiert – jedenfalls für mich – das abschließende Krähenbild.

3.1.3 Zur Darstellung der Tiere im Roman

Während bisher vor allem die möglichen *Funktionen* der Tiere im Roman, vor allem für die Erzählerin, beleuchtet wurden – dass ich damit begonnen habe, exemplifiziert wohl wiederum auch meine eigene Verwobenheit in einer anthropozentrischen Vorgehensweise – soll hier nunmehr auf die erzählerische *Darstellung* der Tiere *selbst* eingegangen sowie die Wirkung davon beleuchtet werden.

3.1.3.1 Der Hund „Luchs“

¹⁶³ Brüns 1998, S. 92.

¹⁶⁴ Fotodesign Mara Thöne. Zur Farbensymbolik: <http://www.mara-thoene.de/html/farbensymbolik.html> Stand: 31.01.2013.

Der Hund Luchs, welcher der Protagonistin vom ersten Tag an bis zu seinem Tod durch den fremden Mann zur Seite steht, ist von allen Tieren der „wichtigste Partner der Erzählerin“¹⁶⁵, ihr selbsternannter „einziger Freund in einer Welt der Mühen und Einsamkeit“ (WD 51) und ihr „sechster Sinn“ (WD 149). Dabei entgeht der Erzählerin auch nicht, dass die starke Zutraulichkeit und Abhängigkeit vom Hund zum Menschen wohl nicht ganz freiwillig ist. So freut sie sich beispielsweise zunächst über einen Gunstbeweis von ihm ganz am Anfang, als er seinen Kopf auf ihre Knie legt, bis ihr einfällt, „daß dem armen Hund ja keine andere Wahl blieb“ (WD 19), da ein „herrenloser Hund [...] das ärmste Wesen auf der Welt“ (WD 51) sei. Im späteren Verlauf spitzt sich diese Erkenntnis noch zu: „Es war fast beschämend, daß es ihn so glücklich machte, mit mir zusammen zu sein. Ich glaube nicht, daß wildlebende erwachsene Tiere glücklich oder auch nur fröhlich sind“ (WD 116). Weiterhin spekuliert sie, dass wohl das Zusammenleben mit den Menschen im Hund diese Fähigkeit geweckt haben muss und dass der Grund für den Größenwahn des Menschen vielleicht auch und gerade der Hund war, auf den der Mensch wie ein Rauschgift wirkt, der „menschensüchtig“ ist und dies auch deutlich in der Lage ist zu zeigen (WD 116f.).

Ursächlich für die enge und überdauernde Bindung zwischen Mensch und Hund ist laut Pollack, „dass der Hund aufgrund seines Rudelverhaltens wie kein anderes Haustier zur bedingungslosen Unterwerfung fähig ist und damit immer ein Machtgefälle zu Gunsten des Menschen besteht“.¹⁶⁶ Im Gegensatz zu den anonymisierten Nutztieren würden die Hunde vom Menschen als Subjekt anerkannt und somit als beinahe vollwertiges Familienmitglied eingestuft werden.¹⁶⁷ Der hohe Stellenwert des Hundes in der westlichen Kultur sei heute im Gegensatz zum Beginn der Hundehaltung vor 12.000 Jahren, als die Beschützer-, Wächter- und Jagdgehilfsfunktionen noch hauptsächliche Motivation waren, vor allem die Funktion eines Gefährten und das durch räumliche Nähe und intensiven Kontakt gekennzeichnete Eingehen einer sozialen Bindung.¹⁶⁸ Beinahe alle Punkte, die in einer empirischen Untersuchung von Bergler zu Nutzenaspekten der Hundehaltung als Motive zur Hundehaltung herausgefunden wurden, erklären auch die enge Bindung der *Wand*-Erzählerin zu Luchs. Aufgelistet sind dort als besonders im Vordergrund stehend beispielsweise die durch den Hund vermittelte soziale Anregung, das heißt die Art, wie der Hund einen Menschen fordert und beschäftigt und wie man zu ihm eine konstante positive gefühlsmäßige Beziehung aufbauen kann, die Partnerfunktion inklusive der Befriedigung emotionaler

¹⁶⁵ Strigl 2007, S. 268.

¹⁶⁶ Pollack 2009, S. 111.

¹⁶⁷ Vgl. ebd.

¹⁶⁸ Vgl. ebd. S. 112.

Bedürfnisse, der Freizeitaspekt, gesundheitliche Prophylaxe, der Hund als Erziehungs- und Therapie-Partner, die Aspekte von Aufgabe und Verpflichtung, die Beschützerfunktion, der Hund als Vermittler von Erfolg und sein besonders charakteristisches „Wesen ohne Launen“.¹⁶⁹

All diese Aspekte werden nach und nach im Laufe der Geschichte durch unterschiedliche Situationen und Beschreibungen hervorgehoben. Besonders deutlich kristallisiert sich dabei seine immer wieder aufmunternde Funktion heraus, die der Erzählerin im Laufe der Geschichte das Überstehen vieler emotional schwerer Situationen sichert. So versuchten sie sich beide schon ganz am Anfang „einander Mut zu machen“ (WD 24), bei missglückten Aufmunterungsversuchen wurde Luchs sofort „völlig ratlos“ (WD 79), so dass sie dann sogar ihm zuliebe gute Laune heuchelte, bis diese sich dann tatsächlich in wirklich gute verwandelte; er wusste gegen „jedes Übel [...] ein Heilmittel“ (WD 71) und sie konnte „neben Luchs nie lange traurig bleiben“ (WD 117). Wenn es ihr doch nicht gelang, umzuschalten, trabte er „bekümmert und mit gesenktem Kopf“ (WD 132) neben ihr her. Oft spendete er ihr Trost, verstand alles, was sie sagte und wusste stets sofort, ob sie glücklich oder traurig war (vgl. WD 51). Mehrmals wird erwähnt, dass Luchs sich davon überzeugen musste, dass mit ihr alles in Ordnung war (vgl. WD 196, 230), bei Krankheit überschwemmte er sie mit Liebesbezeugungen (vgl. WD 157) und behandelte sie wie ein hilfloses Kind (vgl. WD 249). Im Gegenzug dafür bekam er reichlich Lob von ihr, von dem er lebte und das so wichtig für ihn war wie Fressen oder sich bewegen (vgl. WD 193) und wurde von ihr mit Fleisch versorgt, auch wenn diese Tätigkeit ihr eigentlich zuwider war und sie es manchmal nur ausschließlich ihm zuliebe tat (WD 176). Auch redete sie stets viel mit Luchs, und – so die Erzählerin – verstand er dem Sinn nach fast alles, was sie sagte, und sie resümiert, dass in diesem zweiten Sommer endlich ein „stillschweigendes Verstehen“ zwischen ihnen herrschte, sogar noch viel mehr: „In jenem Sommer vergaß ich ganz, daß Luchs ein Hund war und ich ein Mensch. Ich wußte es, aber es hatte jede trennende Bedeutung verloren“ (WD 266).

Teilweise wirkt all dies in den Beschreibungen fast wie eine zwischenmenschliche Beziehung, wenn Luchs beispielsweise als „eifersüchtig“ (WD 166) beschrieben wird, als sie sich mehr dem Kater als ihm zuwendet, oder als er sie einmal durch seine Liebesbezeugungen zum Weinen brachte und sie „beide nachher beklommen auf der Bank“ saßen (WD 157). Schon anfangs spricht sie direkt für ihn in der „Wir-Form“ mit: „[...] wir wußten damals gar

¹⁶⁹ Vgl. Pollack 2009, S. 119f. Die empirische Untersuchung Berglers, in denen er die Nutzenaspekte der Hundehaltung umreißt, in: Bergler, Reinhold (1986): *Mensch und Hund. Psychologie einer Beziehung*. Köln: edition agrippa. S. 110ff.

nicht, wie schlimm sie [die Lage, Anm.] war“ (WD 18), was auch später mehrmals folgt, so zum Beispiel auch an dieser Stelle, obwohl sie da sogar für die Gesamtheit ihrer Tiere spricht: „[...] meine Tiere waren ganz meiner Meinung. Wir wünschten uns windstilles heiteres Wetter und jede Woche einen Regentag zum Ausschlafen. Aber keiner kümmerte sich um unsere Ungeduld, und wir mußten noch vier weitere Tage dem sanften Rieseln und Plätschern lauschen“ (WD 231).

Der Ansicht Strigls, dass Luchs die „wohl >menschlichste<“ Tierfigur sei, „ohne daß er auf irgendeine Weise vermenschlicht beschrieben wäre“,¹⁷⁰ würde ich mich also nicht anschließen. Für Serpell wird dann mit menschlichen Begriffen über das Tier nachgedacht, wenn es bereits vermenschlicht *ist* – und jenes vermenschlichte Tier werde ferner dann auch in denselben Moralkodex, der auch für zwischenmenschliche Beziehungen gilt, eingebunden¹⁷¹, was man am Beispiel der Haustiere in der *Wand* sehr gut nachvollziehen kann. Bei einem Versuch, das Verhalten oder die Empfindungen eines Tieres zu beschreiben, muss letztlich immer auf sich selber geschlossen und den eigenen menschlichen Wortschatz zurückgegriffen werden, daher ist ein rein neutrales Beschreiben im Grunde völlig unmöglich. Bilstein und Winzen bringen es auf den Punkt: „Immer schon, seit wir Menschen auf die Tiere schauen, glauben wir, Eigenschaften und Merkmale unserer selbst in vereinfachter und verdichteter Form zu sehen. Sie liefern uns Ebenbilder“.¹⁷²

Dies wird auch in der Szene deutlich, als die Erzählerin Luchs beim Betrachten der Gegend hinter der Wand beobachtet: „Luchs sah sehr ernst und einsam aus. Zum ersten Mal sah ich ihn auf diese Weise“ (WD 197). Kurze Zeit später wird er wieder munter: „Die Einsamkeit war vorübergegangen, und er vergaß sie auf der Stelle“ (WD 198). Was die Erzählerin dort *eigentlich* sieht, ist sie selbst im Spiegel des Hundes. Da sie sich selbst oft einsam und ernst fühlt, wenn sie die verlassene Umgebung hinter der Glaswand mit den toten Menschen und leeren Städten in der Ferne betrachtet, projiziert sie diese Empfindungen in den Hund hinein, um selbst ein besseres Gefühl zu haben – nämlich das Gefühl, von jemandem verstanden zu werden, seine Ansichten teilen zu können. Bilstein und Winzen schreiben, dass wir Tiere

¹⁷⁰ Strigl 2007, S. 268.

¹⁷¹ Vgl. Pollack 2009, S. 37, die sich hier bezieht auf die Theorie der Vermenschlichung von Tieren in: Serpell, James (1990): *Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie*. Zürich, Stuttgart, Wien: Albert Müller.

¹⁷² Bilstein, Johannes; Winzen, Matthias (2002): *Vorwort*. In: Bilstein, Johannes (Hg.): *Das Tier in mir. Die animalischen Ebenbilder des Menschen*; [erschienen anlässlich der Ausstellung Das Tier in mir - die Animalischen Ebenbilder des Menschen vom 26. Januar - 01. April 2002 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden]. Köln: König, S. 9.

damit zu „Medien unserer Selbstthematierung“ machen.¹⁷³ Doch dabei sollten wir nicht vergessen, was ich an dieser Stelle – aufgrund der zentralen Bedeutung dieses Gedankens - nochmals zitieren will: „Die Tiere, wie wir sie sehen, bleiben immer unsere Tiere, bleiben immer die Tiere in unseren Augen. Andere als unsere Tiere können wir gar nicht sehen – aber zumindest können wir uns dieses unseres Sehens einigermaßen bewußt sein. [...] Wir lernen, daß jedes Bild, das wir sehen, immer schon ein von uns Gestaltetes ist und daß jedes Tier, das wir sehen, immer schon ein von uns im Sehen Gemachtes ist“.¹⁷⁴ Wenn die Erzählerin der *Wand* also das kurze Hundeleben von Luchs mit folgenden Worten zusammenfasst: „[...]tausend erregende Gerüche, Sonnenwärme auf dem Fell, kaltes Quellwasser auf der Zunge, die hechelnde Jagd nach dem Wild, Schlaf im warmen Ofenloch, wenn der Winterwind um die Hütte fuhr, streichelnde Menschenhand und geliebte herrliche Menschenstimme“ (WD 181), macht sie damit genau das Bewusstsein darüber deutlich, dass sie nämlich sein Leben nur als Mensch und mit menschlichen Worten beschreiben kann, in sinnlichen, sich vorsichtig herantastenden Eindrücken. Zwischen den Zeilen jedoch scheint geschrieben zu stehen, dass der Versuch, das Wesen eines Tieres *wirklich* erfassen oder verstehen zu wollen, immer scheitern muss und in diesem Wesen immer ein zauberhaftes, dem Menschen unmöglich zu entschlüsselndes Rätsel steckt.

3.1.3.2 Die Haustiere

Das schon im vorangegangenen Kapitel beschriebene Phänomen der anthropomorphisierenden Beschreibung wird auch bei der Darstellung der anderen, die Erzählerin umgebenden Haus- bzw. Nutztiere, nämlich der Katze samt ihren Katzenkindern und der Kuh, deutlich. Haushofers Erzählerin spricht dabei den Tieren ihre Tierlichkeit auch nie ab, sie bleiben Tiere, aber beschrieben von ihr und durch ihr menschliches Auge, in menschlichen Worten und von ihrem persönlichen Empfinden gefärbt. In diesem Sinne steht sie exemplarisch dafür, wie wenig man sich einer anthropomorphen Tierbeschreibung entziehen kann, auch wenn man doch „nur“ über ein Tier sprechen will.

So wird, nur um einen kleinen Einblick zu geben, die Kuh Bella, die ihr schon innerhalb kürzester Zeit „mehr geworden [war, Anm.] als ein Stück Vieh, das ich zu meinem Nutzen hielt“ und die sie als „unsere große sanfte Nährmutter“ (WD 188) bezeichnet, beispielsweise als sehr „vernünftig“ beschrieben: „Die Vernunft saß bei ihr im ganzen Leib und ließ sie

¹⁷³ Bilstein; Winzen 2002, S. 9.

¹⁷⁴ Bilstein 2002, S. 27.

immer das Richtige tun“ (WD 266). Dennoch ist sie auch zu Liebe fähig, was sich nach der Geburt des Stiers zeigen soll: „[...] und Bella sah aus, als wollte sie ihn vor Liebe auffressen“ (WD 144). „Sobald ich die Tür hinter mir zugezogen hatte, verwandelte sich der dämmerige Stall in eine kleine Insel des Glücks, durchtränkt von Zärtlichkeit und warmem Tieratem“ (WD 147). Beim Wahrnehmen dieser scheinbaren Empfindungen überfällt die Erzählerin stets ein großes Fluchtbedürfnis, und später wird ihr klar, dass sie Bella um ihr Glück mit dem Kalb beneidete. Auch hier wird die Projizierung der eigenen Gefühle (denn auch die Erzählerin war mit ihren kleinen Kindern am glücklichsten) in die Tiere hinein wieder sehr deutlich. Auch später wünscht sie sich für Bella ein nächstes Kalb, weil sie dann glücklich sei (WD 234). Weiterhin beschreibt sie, dass die Kuh ihr Los mit mehr Würde trug als sie (WD 234) und Bella genau wisse, dass es keine Lösung ihrer Probleme gibt (WD 71). Sie wird als „freundlich, oft sogar ein wenig übermütig“ (WD 38) beschrieben, auch betrachtet sie die Erzählerin bei ihren Melkübungen anfangs „belustigt“ (WD 38) und die Art und Weise, wie sie Blätter von den Büschen zupfte, erinnerte die Erzählerin an „eine graziöse, kokette junge Frau, die aus feuchten braunen Augen über die Schulter blickt. Ich schloß die Kuh sofort ins Herz, ihr Anblick war zu erfreulich“ (WD 36).

Hier wird deutlich, wie sicher das Lorenz'sche „Kindchenschema“ mit den Merkmalen eines großen Kopfes und dem Überwiegen des Hirnschädels, mit großen Augen, stark vorgewölbter Wangenpartie, einer täppischen Bewegungsweise etc. greift, das beim Menschen „Brutpflegereaktionen“ auslösen kann. Solche „Vermenschlichungen sprechen Gefühle und Empfindungen in besonderer Weise an, fordern Zuwendung und lösen Beschützerinstinkte aus“.¹⁷⁵ Dies funktioniert natürlich besonders gut bei behaarten Säugetieren.

Die Erzählerin selbst gibt an, dass ihr begrenztes Vorstellungsvermögen beispielsweise nicht bis „ins glatte, weiße Fleisch der Kaltblüter“ reiche oder ihre Insekten sehr fremd sind und sie froh über deren Winzigkeit ist:

Eine mannsgroße Ameise ist ein Alptraum für mich. Ich glaube, ich nehme die Hummeln nur deshalb aus, weil ihr flaumiger Pelz mir ein winziges Säugetier vorgaukelt. Manchmal wünsche ich mir, daß sich diese Fremdheit in Vertrautheit verwandelte, aber ich bin weit entfernt davon. Fremd und böse sind für mich noch immer ein und dasselbe (WD 251).

Hier exemplifiziert sie sehr deutlich, wie das äußere Erscheinungsbild von Tieren auch das Empfinden und dann wiederum das daraus resultierende Verhalten ihnen gegenüber beeinflusst. So hat sie mit dem Töten der Forellen auch viel weniger Probleme als mit dem Töten von Rehen, dass ihr besonders verwerflich, gar wie Verrat vorkommt (WD 54).

¹⁷⁵ Pollack 2009, S. 36f.

Ähnlich wie auch bei Luchs wird einmal versucht, sich mit menschlichen Worten ein Bild der Empfindungen der Kuh zu schaffen:

Ich weiß so wenig von ihr. Vielleicht träumt sie manchmal, flüchtige Erinnerungen, Sonne auf ihrem Rücken, saftiges Gras zwischen den Zähnen, ein Kalb drängt sich warm und duftend an sie, Zärtlichkeit, endlose stumme Zwiesprache aus vergangenen Wintertagen: Nebenan raschelt das Kalb in der Streu, vertrauter Atem steigt aus vertrauten Nüstern. Erinnerungen steigen aus ihrem schweren Leib auf und sinken nieder im trägen Lauf des Blutes. Ich weiß gar nichts darüber (WD 105).

Auch hier bedient sich die Erzählerin zwar wieder einiger sinnlicher Bilder, um das Erleben der Kuh zu erahnen, doch wird gleichwohl die große Kluft zwischen Mensch und Tier und die Unmöglichkeit des wirklichen Nachvollziehens sogar direkt benannt, da sie – trotz des ständigen und unmittelbaren Zusammenlebens und Interagierens mit ihr – im Grunde dennoch nichts über sie weiß.

Als dritte zentrale Tierfigur wird auch die alte Katze in menschlichen Begriffen charakterisiert. So glaubt die Erzählerin zum Beispiel, dass die Katze sie besser kenne, als sie sich selbst (WD 50) oder übersetzt ihr Miauen in Menschengsprache: „Hrrr, grrr, mau, sagt sie, und das mag heißen, man wird ja sehen, Menschenfrau, ich möchte mich nicht festlegen“ (WD 52). Sie ist in der Lage, die Hysterie der Erzählerin zu mißbilligen (WD 71) und wird als „gerissenes Frauenzimmer“ (WD 175) bezeichnet, das ihr – wie eine Frau es tun würde – ihr ihre Jungen vorstellt (WD 157). Als die Erzählerin zum zweiten Mal zur Alm aufbricht, starrt ihr die Katze deswegen „verdrossen“ und „kalt“ in die Augen – und auch die kleinen Nebenprotagonisten, die weiße Katze Perle und der Kater Tiger, werden so beschrieben, wenn beispielsweise der Kater Tiger sie „wütend“ anschreit, „tief gekränkt“ und später wieder „versöhnt“ ist (WD 186), „klagend“ miaut (WD 201), „vergrämt“ und mit hochgezogenen Schultern neben dem Herd hockt (WD 203) oder „böse und gereizt“ faucht (WD 204). Die Erzählerin bezeichnet ihn als Theaterspieler mit unterschiedlichen Hauptrollen, u.a. den über den Alltag erhabenen stillen Denker oder einen tiefbeleidigten, in seiner Mannesehre gekränkten Kater (vgl. WD 192).

Körners Ansicht nach resultieren solch anthropozentrische Beschreibungen daraus, dass Tiere uns das zu geben vermögen, was wir bei Menschen vergeblich erhoffen: „Alles, was wir uns vom Menschen ersehnen, gerade auch die zutiefst kindlichen Bedürfnisse nach

unvoreingenommener Zuwendung, vorbehaltloser Liebe ohne die für Menschen typische Ambivalenz und Wankelmütigkeit, erhoffen wir uns vom Tiere“.¹⁷⁶

Diese Darstellung der Tiere findet Joachim von der Thüsen sprachlich sehr problematisch. Ihm zufolge würde vor allem die anthropomorphe Perspektive auf Katzen und Rinder zu mancher Formulierung führen, „die von einer neuen Erfassung des natürlichen Lebens weit entfernt ist“.¹⁷⁷ Die Begründung seiner Kritik ist es wert, vollständig zitiert zu werden:

Stellt die lukrezische Einbettung des individuellen Lebens in den organisch-natürlichen Zusammenhang eine radikale Umkehr des Denkens dar und damit auch das Verlassen aller sentimental-naturdiskursiven, so entsteht dort, wo der Sinn des Überlebens in der Sorge für die unselbständigen Haustiere gesucht wird, die entgegengesetzte Bewegung. Wo die Erzählerin glaubt, diese familiäre Gemeinschaft mit den Tieren sei eine Art Wiedergutmachung an den Wesen, deren Artgenossen durch den Menschen vom Erdboden getilgt wurden, bleibt sie ganz im alten moralisierenden Idiom. [...] Ihr Blick auf animalisches Leben entspricht allzu sehr den herrschenden Gefühlsprojektionen und dem allgemeinen schlechten Gewissen. Da die heutige Gesellschaft sich nicht einzugestehen wagt, daß dem vom Menschen gezähmten Tier kein Existenzrecht über seine Nutzfunktion hinaus zukommt, erhält sie das unselbständige Tier und den unselbständigen Menschen in einer seltsamen Beziehung des Mangels: das Tier braucht das Leittier Mensch, und der Mensch braucht das Liebesobjekt Tier. Auch Haushofer berührt dies Problem, doch auch hier verrät sie Naivität und scheint sich der Tragweite ihrer Formulierung kaum bewußt, wenn sie ihre Erzählerin sagen läßt: „Es ist viel leichter, Bella oder Katze zu lieben als einen Menschen“ (Die Wand, S. 124).¹⁷⁸

Diese Kritik geht nun über die vermenschlichende Beschreibung der Tiere weit hinaus und bemängelt bereits im Kern die Mensch-Haustier-Beziehung an sich, die immer in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis besteht. Das Problem bei der Haustierhaltung ist, wie Pollack es richtig erkennt, dass *jeder* Tierhalter davon überzeugt ist, dass es seinem Tier gut geht und diese Art von Selbsttäuschung ein fester Bestandteil der Tierliebe ist.¹⁷⁹ So beteuern Hundehalter auf Zuchtschauen, Schweinebauern und Jäger genauso ihre Tierliebe wie Zoobesucher, Aquarianer oder Käfigisten¹⁸⁰ oder auch Freunde ökologischer Tierhaltung. Es ist äußerst schwierig, einen Maßstab für *wirkliche* Tierliebe zu setzen oder sie einheitlich zu definieren. Staguhn versucht es, indem er Tierliebe in erster Linie als *Verzicht* beschreibt – eine „echte“ Tierliebe besteht für ihn nicht darin, dass das Tier anthropozentrisch geliebt wird, sondern im „Anerkennen der Eigenheit und Eigenständigkeit des Tieres“ – es müsse daher mit „Distanz und Respekt“ betrachtet werden.¹⁸¹ Nur durch unerzwungene, freiwillige Annäherung des Tiers an den Menschen könne eine „normale“ Beziehung zwischen beiden

¹⁷⁶ Körner 2004, S. 279.

¹⁷⁷ Thüsen, Joachim von der (1987): *Die Stimme hinter der Wand. Über Marlen Haushofer*. In: Bormann, Alexander von (Hg.): *Sehnsuchtsangst: Zur österreichischen Literatur der Gegenwart*. Colloquium an der Universität von Amsterdam. Amsterdam: Rodopi, S. 164.

¹⁷⁸ Ebd. S. 164.

¹⁷⁹ Vgl. Pollack 2009, S. 36.

¹⁸⁰ Vgl. Rogausch 2007, S. 354.

¹⁸¹ Vgl. Pollack 2009: S. 36. Sie paraphrasiert hier: Staguhn, Gerhard (1996): *Tierliebe. Eine einseitige Beziehung*. München, Wien: Carl Hanser Verlag. S. 253.

zustande kommen, was kulturgeschichtlich betrachtet jedoch höchstens auf Katzen und Hunde zutrifft, kaum ein anderes Nutztier würde sich dem Menschen „freiwillig“ nähern.¹⁸²

Doch was wäre die Konsequenz davon? Ein Abschaffen jeglicher Haltung von Tieren, da diese ohnehin immer anthropozentrisch bedingt wäre? Laut Horst Stern würden dann nur noch – und auch das nicht ohne ethische Bedenken – „Erforscher und Bewahrer einer freilebenden Tierwelt, praktizierende Tierärzte und die ihnen zuarbeitende Forschung sowie wissenschaftlich geleitete Zoos“ übrig bleiben.¹⁸³ Er geht sogar so weit, dass es eigentlich gar keine echte Tierliebe gebe – sie sei in jedem Fall „anerzogen, kulturell erzwungen, ethisch motiviert und [...] kommerziell stark manipulierbar“; in diesem Zusammenhang bezeichnet er den Menschen als Raubaffen, „sublimiert im ‚Pfui‘ der Mutter, mit dem sie ihrem Kind das Flügelausreißen an Insekten, das Herumzerren des Junghundes an Schwanz und Ohren, das Anbrennen der Katzenschnurrhaare verbietet“.¹⁸⁴ Auch Melanie Bujok sieht in den ersten erbrachten Tieropfern – wie dem ersten absichtsvoll zertrampelten Käfer oder dem Schlag gegen eine Fliege – den „Initiationsritus in die der Destruktion verfallende Gemeinschaft des Menschen“.¹⁸⁵

Nicht so weit gehen Schneider und Huttenlau, für die es Tierliebe durchaus gibt, die aber – wie schon bei Staguhn – das „Akzeptieren der Eigenständigkeit des Tieres“ umfasst, „was das Bewußtsein voraussetzt, daß der Mensch und das Tier Teile der Natur sind und in einem Verwandtschaftsverhältnis stehen“.¹⁸⁶ Dieses Bewusstsein ist bei der Erzählerin der *Wand* aber durchaus vorhanden. So schreibt sie: „Die Schranken zwischen Tier und Mensch fallen sehr leicht. Wir sind von einer einzigen großen Familie, und wenn wir einsam und unglücklich sind, nehmen wir auch die Freundschaft unserer entfernten Vettern entgegen. Sie leiden wie ich, wenn ihnen ein Schmerz zugefügt wird, und wie ich brauchen sie Nahrung, Wärme und ein bißchen Zärtlichkeit“ (WD 235). Auch wenn es durchaus ein anthropozentrisches Motiv ist, von den Tieren Trost in einsamen Momenten zu empfangen, muss dies nicht zwangsläufig auch schlecht sein, da sie ihnen dadurch ihre Rechte keineswegs

¹⁸² Vgl. Staguhn 1996, S. 253. Vgl. auch Pollack 2009, S. 36.

¹⁸³ Stern 1974, S. 18.

¹⁸⁴ Ebd. S. 20.

¹⁸⁵ Bujok, Melanie (2007): *Zur Verteidigung des tierlichen und menschlichen Individuums. Das Widerstandsrecht als legitimer und vernünftiger Vorbehalt des Individuums gegenüber dem Sozialen*. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 319.

¹⁸⁶ Schneider, Helmut; Huttenlau, Erwin: *Das Grundschulkind versucht sich an Tieren*. In: *Unterricht Biologie, 10 (1986) 111*, S. 13. Hier zit. nach Pollack 2009, S. 35.

absprechen möchte. Nicht zu vergessen ist hierbei auch, dass auch die meisten der zwischenmenschlichen Beziehungen auf solchen Prinzipien beruhen.

Jedoch sind auch Menschen und Tiere in der Lage, soziale Beziehungen miteinander einzugehen, wie Pollack in ihren Untersuchungen feststellt. Als Kriterien dafür nennt sie „Du-Evidenz, Empathie, Anthropomorphisierung als Voraussetzung für das Entstehen einer sozialen Beziehung zwischen Mensch und Tier und Kommunikation (Verständigung) bzw. Kommunikationsfähigkeit“,¹⁸⁷ die erfüllt sein müssen. Ergänzend kann hier auch Bujok noch zu Wort kommen: „Nur in emanzipatorischen Du-evidenten sozialen Beziehungen, in denen das menschliche Individuum versucht, den Sinn, den ein tierliches Individuum mit seinen Handlungen verbindet, sein Wollen zu verstehen, seine Subjektqualität zu achten, sind Freiheitseinschränkungen legitim – vorausgesetzt sie sind für das tierliche Individuum vernünftig, vorteilhaft, haben dieses selbst zum Zweck“.¹⁸⁸ Man kann davon ausgehen, dass die Beziehung zu ihren Haustieren bei der Erzählerin diese Kriterien erfüllt. Bei den sozialen Mensch-Tier-Beziehungen ist dabei neben der vorausgesetzten räumlichen Nähe zwischen Mensch und Tier natürlich die „gefühlsmäßige Zuwendung, die das Tier im Stande zu erwidern ist“, besonders wichtig.¹⁸⁹ In der Tat könnten auch bestimmte Tiere menschliches Wohlwollen fühlen.

Auch hier gibt es selbstverständlich wieder Gegenstimmen. So bemerkt Körner, dass man bei der Annahme, die Gemütslage eines Tieres wahrnehmen zu können, oft einer Selbsttäuschung unterliegt, „weil wir in Wahrheit unsere eigene Stimmung in das Tier hineinprojizieren“.¹⁹⁰ Doch selbst wenn dies der Fall wäre und es sogar vom Tier erwidert werden könnte, resümiert Günther Rogausch dazu: „Aber auch in Fällen, in denen diese Gefühle [Freundschaft, Liebe – Anm.] etwas Gegenseitiges sind, ist und bleibt die Beziehung [zwischen nichtmenschlichem Individuum und Halter, Anm.] von dem herrschaftlichen Zwangsverhältnis geprägt“.¹⁹¹ Doch sind nicht zum Beispiel auch fast alle engen – und oft auch nicht so engen – zwischenmenschlichen Beziehungen so gesehen von Abhängigkeit geprägt? Warum muss Abhängigkeit eigentlich fast immer negativ konnotiert sein – gibt es nicht auch positive Abhängigkeit wie beispielsweise beim Mutter-Kind-Verhältnis oder in einer guten Partnerschaft, bei der beide Parteien durch wohlwollendes Geben und Nehmen aufeinander

¹⁸⁷ Pollack 2009, S. 37.

¹⁸⁸ Bujok 2007, S. 323.

¹⁸⁹ Pollack 2009, S. 39.

¹⁹⁰ Körner 2004, S. 277.

¹⁹¹ Rogausch 2007, S. 355.

angewiesen sind, ist Abhängigkeit nicht vielleicht ein ganz normaler und im Kern zunächst wertneutraler Bestandteil und Begriff einer jeden Beziehung, der zwar immer wieder in verschiedene Richtungen ausschlagen kann, im Kern aber weder schlecht noch gut ist? Das Kriterium des Herrschafts- oder Abhängigkeitsverhältnisses empfinde ich an dieser Stelle nicht als schlagendes Argument und denke, Rogauschs Sicht der Dinge ist hier etwas überzogen. Es muss nicht auch noch ein „Haar in der Suppe“ gefunden werden, wenn sich jemand liebevoll um ein Tier kümmert und dies auch erwidert wird. Mit gutem und praktischem Beispiel voranzugehen und sich für eine artgerechte Tierhaltung einzusetzen, finde ich viel angebrachter, als sich mit solchen theoretischen, mir an dieser Stelle eher als „Luxusproblemen“ erscheinenden Dinge auseinanderzusetzen.

Schlecht behandelt die Erzählerin der *Wand* ihre Haustiere jedenfalls nicht, auch wenn manche also von einem negativ konnotierten Abhängigkeitsverhältnis sprechen mögen. Ganz gemäß der Moral des Grimm'schen Märchens *Das Waldhaus* werden sie von ihr grundsätzlich *zuerst* versorgt, erst dann folgt sie selbst – und das auch bei größter Krankheit und Schmerzen. Dies wird vielfach erwähnt, aber nie explizit hervorgehoben, sondern als selbstverständlich im Ablauf beschrieben. Und auch sonst erscheint die Beziehung zu ihren Tieren beinahe wie zu früheren Zeiten, so wie es im Kapitel 2.3.1 dieser Arbeit umrissen wurde. Damals war das Mensch-Tier-Verhältnis eher von einer Allianzbildung und einem gegenseitigen Geben und Nehmen geprägt; „Wohl und Wehe der Tiere im Stall [entschieden, Anm.] über Wohl und Wehe des Menschen; ein Mensch übrigens, der (noch) wusste, dass die Kreatürlichkeit ihn existentiell mit dem Tier verbindet“.¹⁹² Genau dahin findet auch die Erzählerin zurück, die an mehreren Stellen offenbart, wie sehr die Grenzen zwischen Mensch und Tier für ihr Empfinden schon gefallen sind und dass sie im Grunde aus einer Familie stammen. Dass es trotzdem immer Trennendes zwischen beiden geben wird, ist ihr durchaus bewusst. So schreibt sie zum Beispiel in diesem Zusammenhang, dass sie ihre menschlichen Gewohnheiten unbedingt beibehalten möchte: „Nicht daß ich fürchtete, ein Tier zu werden, das wäre nicht sehr schlimm, aber ein Mensch kann niemals ein Tier werden, er stürzt am Tier vorbei in einen Abgrund“ (WD 44). Als menschliches Attribut benennt sie zum einen die Vernunft (WD 65) und dann die fortwährende Bestrebung des Menschen, immer einer Bedeutung nachzujagen (WD 238). Beide – Mensch und Tier – seien zwar gleichermaßen jeweils ungefragt ins Leben geworfen worden, aber laut ihr sind die Menschen dabei

¹⁹² Jauch 2004, S. 239. Auch Körner weist darauf hin, dass Menschen noch im 11. Jh. einvernehmlich mit dem Tier als Mitkreatur lebten, sich mit ihnen verbunden fühlten und von einer Tierseele ausgingen. Vgl. Körner 2004, S. 274.

bedauernswerter, da sie genug Vernunft besäßen, um sich gegen den natürlichen Ablauf der Dinge zu wehren:

Das hat sie böse und verzweifelt werden lassen und wenig liebenswert. Dabei wäre es möglich gewesen, anders zu leben. Es gibt keine vernünftigere Regung als Liebe. Sie macht dem Liebenden und dem Geliebten das Leben erträglicher. Nur, wir hätten rechtzeitig erkennen sollen, daß dies unsere einzige Möglichkeit war, unsere einzige Hoffnung auf ein besseres Leben. Für ein unendliches Heer von Toten ist die einzige Möglichkeit des Menschen für immer vertan. Ich kann nicht verstehen, warum wir den falschen Weg einschlagen mußten. Ich weiß nur, daß es zu spät ist (WD 238).

In ihrem nun entstandenen kleinen Mikrokosmos kann sie – in einer Symbiose mit ihren Tieren lebend – nun die (Lebens-)Form der Liebe in ihrem Verständnis voll ausleben. Die Verwendung ihrer teils anthropozentrischen bzw. anthropomorphen Beschreibungen könnten, wenn man die Theorie Körners hierbei hinzuzieht, daraus resultieren, dass Tiere uns das zu geben vermögen, was wir bei Menschen vergeblich erhoffen: „Alles, was wir uns vom Menschen ersehnen, gerade auch die zutiefst kindlichen Bedürfnisse nach unvoreingenommener Zuwendung, vorbehaltloser Liebe ohne die für Menschen typische Ambivalenz und Wankelmütigkeit, erhoffen wir uns vom Tiere“¹⁹³ – und hier im Roman kann dieses Glück der Tiere, die einen Menschen kaum enttäuschen können, richtig präsentiert werden.

Der tötende Mann am Ende hingegen könnte nun zum einen symbolisieren, dass eine solche Form der Liebe nur mit Tieren lebbar ist, aber auch offenbaren, dass auch sie selbst vor dem im Menschen innewohnenden Zerstörungsdrang letztlich nicht ganz gefeit ist und ihr Konzept der reinen Liebe immer eine Utopie bleiben muss, die stets am Menschsein scheitert. Die Erzählerin würde jedenfalls – obwohl sie den Mann durchaus um seine Beschaffenheit bedauert, „immer wieder versuchen, ihn auszumerzen, weil ich nicht dulden könnte, daß ein so beschaffenes Wesen weiterhin morden und zerstören kann. [...] Ich verstehe es [die Mörder und ihren Haß auf alles, was Leben erschaffen kann, Anm.], aber ich muß mich gegen sie zur Wehr setzen, ich persönlich“ (WD 162). Auch wenn die Verteidigung von etwas Gutem auf den ersten Blick beispielhaft erscheint und sich die Erzählerin scheinbar nicht mehr unterordnen lässt, bedient sie sich dennoch letztlich der gleichen Mittel wie die Mörder und sieht sich dazu berufen, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden und zu selektieren. Ob dies tatsächlich als Basis für ein Konzept des Zusammenlebens in allumfassender Liebe funktionieren kann, sei einmal dahingestellt.

¹⁹³ Körner 2004, S. 279.

3.1.3.3 Die Wildtiere

Nicht zuletzt spielt auch das im Wald lebende Wild eine Rolle im Roman. Die Existenz des Wildes beschreibt die Erzählerin als lebenserhaltend für sie und Luchs, und da sie sich passenderweise in einer Jagdhütte mit ausreichend Gewehren und Munition befindet, ist die Jagd kein Problem für sie – auch wenn die „Aussicht auf derart mörderische Betätigung“ (WD 43) ihr gar nicht gefällt. Dies wird immer wieder im Verlauf des Romans hervorgehoben.

Durch ihre „Abscheu vorm Töten“ fällt es ihr stets schwer, ein Stück Wild zu schießen und sie muss sich oft zum Essen zwingen (WD 124), da sie sich, wenn sie häufig Fleisch gegessen hat, vor jedem Fleisch zu ekeln beginnt (WD 209). Auch als sie einmal ein kleines Reh mit gebrochenem Hinterlauf im Wald findet und es tötet, kann sie später nichts davon essen und fühlt sie sich sehr krank: „Ich wußte, es kam davon, daß ich immer wieder töten mußte“ (WD 141). Es ist ihr unverständlich, wie man Freude am Töten haben kann, und sie resümiert, dass sie es zwar rasch und geschickt tun kann, sich aber nie daran gewöhnen würde (vgl. WD 141). Während sie sonst mit akribischer Genauigkeit alle Vorkommnisse in ihrem Kalender notierte, ist dort allerdings nie zu finden, wann sie ein Stück Wild schoss: „Jetzt erinnere ich mich auch, daß es mir einfach zuwider war, es aufzuschreiben, es genügte ja schon, daß ich es tun mußte. Auch jetzt möchte ich nicht darüber schreiben, nur so viel, daß es mir nach einigen Fehlschlägen ganz gut gelang, uns mit Fleisch zu versorgen, ohne zuviel Munition zu verbrauchen“ (WD 54). Am Ende erwähnt sie, dass es „immer noch ein häßliches, blutiges Geschäft“ war, aber es ihr ohne nutzlose Bedenken gelang, es fertigzubringen (WD 193).

Neben der – eher als unfreiwillig beschriebenen – Jagd spielt die Sorge um das Wild eine weitere Rolle. So bringt sie dem Wild in einem eiskalten Winter beispielsweise gegen jede Vernunft zwei Säcke Roßkastanien in den Wald, die eigentlich als eiserner Vorrat für sie gedacht waren (WD 140). Seitdem hält sie für solche Fälle immer so viel Heu bereit, dass es eine Woche lang als Wildfütterung ausreichen würde und sorgt sich gedanklich darum, ob das Wild verhungern oder elend umkommen könnte (WD 139f.). Noch mehr sorgt sie sich darum, dass der Wald dort im Kessel eines Tages wegen zu großer Vermehrung des Wildes überquellen und es dann dort wie in einer Falle sitzen würde. An zweifacher Stelle erwähnt sie, dass sie, sollte sie einmal den Versuch wagen, sich unter der Wand hindurchzugraben, dieses Loch dann so tief graben werde, „daß dieser Wald nie zu einer Falle werden kann. Meine Rehe und Hirsche werden eine fette, unermessliche Weide finden oder den plötzlichen

Tod. Beides ist besser als die Gefangenschaft in einem kahlgefressenen Wald“ (WD 102). Und an anderer Stelle: „[...]sollte ich mich aber unter der Wand durchgraben, werde ich diese letzte Arbeit sehr gründlich erledigen und ein richtiges Tor aus Erde und Steinen bauen. Ich darf meinem Wild diese letzte Möglichkeit nicht vorenthalten“ (WD 219).

Hierbei ist auffällig, dass sie – wenn sie sich im positiven Sinne um ihre Tiere kümmert – von „ihrem“ Wild spricht, im Zusammenhang mit dem Töten aber stets nur von „dem“ Wild. Die Tiere werden an dieser Stelle also versachlicht, was laut Pollack mit eben jenen Tieren geschieht, von denen der Mensch einen materiellen Nutzen hat. Er steht mit diesen Tieren also nicht in einer individuellen, sondern in einer anonymen kollektiven Mensch-Tier-Beziehung. Um das Gewissen nicht zu stark zu belasten, muss diese Beziehungsform von anonymer Rationalität geprägt sein – bei Tieren dagegen, zu denen eine Du-Evidenz besteht, wäre das nicht mehr möglich.¹⁹⁴ Allein schon die häufige verallgemeinernde Bezeichnung vom „Wild“ spiegelt das anonyme Verhältnis wider. Als sie einmal ein von ihr getötetes Reh, das krank war, genauer beschreibt und wie sehr ihr diese Tötung zusetzt, merkt man deutlich, dass sie tatsächlich nur durch die gedankliche Abspaltung und Anonymisierung der Wildtiere diese auch töten kann, da sie ansonsten – bei Individualisierung dieser Tiere und intensiver Reflexion über die Tat – diese wohl kaum noch mit ihrem Gewissen vereinbaren könnte.

In ihrer gelebten Utopie ist sie also, trotz des Grundprinzips der Liebe, weiterhin in den Kreislauf von Leben und Töten bzw. Sterben aktiv mit eingebunden. Als sie einmal die Katze beim Töten einer Maus beobachtet, überfällt sie ein wachsender Hass, gefolgt von Furcht: „Ich fürchte mich auch heute noch, weil ich weiß, daß ich nur leben kann, wenn ich gewisse Dinge nicht begreife“ (WD 109). Auch nachdem sie ein Katerkind für das Töten einer Eidechse lobt und streichelt, reflektiert sie ihren „Status“ im Wald folgendermaßen:

Ich bin ein Außenseiter, der sich besser gar nicht einmischen sollte. Manchmal kann ich nicht widerstehen und spiele ein bißchen Vorsehung; ich rette ein Tier vor dem sicheren Tod oder schieße ein Stück Wild, weil ich Fleisch brauche. Aber mit meinen Pfschereien wird der Wald leicht fertig. Ein neues Reh wächst heran, ein anderes Tier rennt ins Verderben. Die Nesseln neben dem Stall werden weiterwachsen, auch wenn ich sie hundertmal ausrotte, und sie werden mich überleben. Sie haben soviel mehr Zeit als ich. Einmal werde ich nicht mehr sein, und keiner wird die Wiese mähen, das Unterholz wird in sie einwachsen, und später wird der Wald bis zur Wand vordringen und sich das Land zurückerobern, das ihm der Mensch geraubt hat. Manchmal verwirren sich meine Gedanken, und es ist, als fange der Wald an, in mir Wurzeln zu schlagen und mit meinem Hirn seine alten, ewigen Gedanken zu denken. Und der Wald will nicht, daß die Menschen zurückkommen“ (WD 184f.).

¹⁹⁴ Vgl. Pollack 2009, S. 42f.

In diesen Reflexionen wird deutlich, dass sie sich im Grunde dessen bewusst ist, als kleines, unbedeutendes Element in den Kreislauf der Natur eingebunden zu sein, in dem nicht nur Menschen Tiere töten, sondern auch Tiere ihresgleichen. Aus den Zeilen heraus leuchtet eine Sentenz an, dass der Mensch zwar die Natur braucht, aber die Natur den Menschen nicht.

Schweitzers berühmten Satz „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“¹⁹⁵ könnte man dabei als Motto der Erzählerin und des Romans bezeichnen. Diese Form von Leben wird dabei erzählerisch in den Kreislauf von Töten und Getötet werden als natürlichem und grundlegendem Bestandteil davon charakterisiert, als etwas, das trotzdem das Grundprinzip der Liebe nicht ausschließt, aber dennoch – leider – unweigerlich mit dazugehört und akzeptiert werden muss; dies wird der Leserschaft implizit durch das Handeln und Denken der Erzählerin vermittelt.

3.1.4 Ein kleines Zwischenfazit zur *Wand*

Ob die Erzählung der *Wand* nun eine Bestätigung der von Paul Münch erwähnten ungeprüften Prämisse ist, die besagt, „daß Menschen und Tiere die Erde vielleicht auch gleichrangig bewohnen könnten, ihre unbestreitbare kreatürliche Verwandtschaft ihnen sogar Anspruch auf *gleiche* Lebensrechte geben müsste“,¹⁹⁶ sei einmal dahingestellt. Letztlich hängt es davon ab, ob man die hier dargestellte Beziehung zwischen Mensch und Nutz- bzw. Wildtieren als negativ konnotiertes Abhängigkeits- und Dominanzverhältnis oder als gelebter, natürlicher und einvernehmlicher Symbiose verstehen will. Haushofer ist es meiner Meinung nach jedenfalls gelungen, „Menschen *und* Tiere als existentiell verbundene Teilhaber *einer* Lebenswelt“ darzustellen,¹⁹⁷ die – im positiven Sinne – aufeinander angewiesen sind.

Zu diskutieren wäre zuletzt noch, ob es sich bei der *Wand* eventuell um eine Realisierung einer antispeziesistischen Utopie handeln könnte, möglich gemacht durch die Ausrottung der Geschichte von Mensch und Tier durch die Vernichtung allen menschlichen und tierlichen Lebens hinter einer undurchdringbaren Wand. Denn, wie Jean-Claude Wolf ganz richtig feststellt, liegt die Annahme nahe, dass Menschen vielleicht nicht anders können, „als über andere Spezies herrschen und diese beschränken oder verdrängen. So gesehen würde nur das

¹⁹⁵ Schweitzer, Albert (1982): *Die Ehrfurcht vor dem Leben. Grundtexte aus fünf Jahrzehnten*. München: C. H. Beck. S. 20. Zit. nach Pollack 2009, S. 23.

¹⁹⁶ Münch 1998, S. 11.

¹⁹⁷ Ebd. S. 14.

rasche Aussterben unserer Spezies den Tieren eine ‚Befreiung‘ bescheren“.¹⁹⁸ Das rasche Aussterben ist zwar auf den ersten Blick im Roman gelungen, jedoch wird zum einen angedeutet, dass auf der anderen Seite der Wand der „tote“ Zustand nicht bleiben wird und mit „dem Wasser aus den Bächen [...] das Leben, winziges einfaches Leben, einsickern und die Erde wiederbeleben“ wird (WD 223), was die Erzählerin im übrigen „seltsamerweise [...] mit heimlicher Befriedigung“ (WD 223) erfüllt. Zum anderen führt die abgekapselte Erzählerin das Leben zwischen Mensch und Tier, genau wie es zu Beginn der Domestizierung vonstättenging, exemplarisch fort, so dass es letztendlich nicht auszuschließen wäre, dass diese Utopie mit wachsender Zahl an Menschen und immer ausgefeilterer Technik letztendlich scheitern und nur in einer reinen Wiederholung der Geschichte mit ein und demselben Ablauf enden würde. Was aus dem Roman hervorgeht, ist letztendlich also keine Kritik oder Infragestellung des Mensch-Tier-Verhältnisses generell, sondern eher ein Appell an eine bessere und umsichtigeren Tierbehandlung auf ganz individueller Ebene, die jeder einzelne Mensch in der Lage sein könnte zu leisten. Diese Botschaft – bewusst umgesetzt – könnte bereits von Vorteil für das Leben vieler Tiere – und auch Menschen! – sein.

3.2 *Emmas Glück*

Im Folgenden soll nun Claudia Schreibers 2003 veröffentlichter und mittlerweile bereits in 10 Sprachen übersetzter Roman *Emmas Glück* genauer – und zwar ebenfalls hinsichtlich der Funktion und Darstellung der Tiere im Werk – untersucht werden. Zu diesem Werk gibt es bisher noch keinerlei Sekundärliteratur, weshalb ich auch keine fremden Interpretationsansätze und Meinungen hinzuziehen kann. Vor dem Hintergrund der bereits im Vorfeld umrissenen Theorien der Mensch-Tier-Beziehung können jedoch – sich stützend auf diese – eigene Interpretationsansätze untermauert werden.

3.2.1 Romaninhalt

In diesem Roman, dessen Erzählweise deutlich schneller, direkter und humorvoller als die der *Wand* ist, kreuzen sich die Wege zweier sehr unterschiedlicher Protagonisten, die sich einander dennoch sehr gut ergänzen: Der alleinstehende Stadtmensch und Autoverkäufer Max – sehr akribisch, ordentlich und korrekt in seinem Wesen – macht zum ersten Mal in seinem Leben etwas Unvernünftiges und will nach Erhalt der tödlichen Diagnose

¹⁹⁸ Wolf, Jean-Claude (2004): *Menschen sind Tiere. Über die Schwierigkeit, Tierrechte zu begründen*. In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 316.

Bauchspeicheldrüsenkrebs mit einem im Autohaus gestohlenen Auto und einem dickem Bündel Geld nach Mexiko fliehen, um dort sein Lebensende zu verbringen. Einer Verfolgungsjagd kann er entkommen, macht dabei aber einen Unfall und landet auf dem Hof der ebenfalls alleinstehenden jungen Frau Emma, die – sehr chaotisch, impulsiv und verschroben in ihrem Wesen – diesen ganz allein bewirtschaftet und zusammen mit ihren Tieren dort – vornehmlich Schweinen und Hühnern – in einem sehr liebevollen und besonderen Verhältnis lebt. Während sie den von der Polizei und seinem besten Freund Hans gesuchten Max auf ihrem Hof versteckt und versorgt, kommen sich die beiden nach anfänglichen Schwierigkeiten im Verständnis des jeweils anderen langsam immer näher und bereichern sich gegenseitig ungemein. Im Laufe der Erzählung wird dabei Stück für Stück die brutale und von negativen Erlebnissen geprägte Kindheit Emmas aufgearbeitet und ihr jetziges Verhalten dadurch erklärt sowie ihre enge und ungewöhnliche Lebensgemeinschaft mit ihren Schweinen und vor allem ihre ganz eigene, schmerzfreie Schlachtmethode beschrieben, von der sie später dann aber Abstand nimmt, während Max auf der anderen Seite in seiner Erfahrung des Landlebens immer glücklicher wird, seine Krankheit aber sogleich auch zunehmend fortschreitet.

Am Ende des Romans benutzt Emma ein letztes Mal ihr Messer und bereitet dem inzwischen geliebten und sterbenskranken Max das gleiche Ende wie zuvor stets ihren Schweinen und tötet ihn – in seinem Einverständnis – mit einem Schnitt durch die Kehle. Max' Freund Hans konzeptualisiert aus ihrer natürlichen Hofführung ein erfolgreiches „happy pork“-Projekt, von dessen Erlös sich die mittlerweile schwangere Emma nach ihrer raschen Flucht vom Hof nach Mexiko und dem dortigen Verbleib ihr Leben lang ernähren kann, ohne noch ein einziges Mal schlachten zu müssen.

3.2.2 Zur Darstellung tierlicher Menschen und menschlicher Tiere

Damit, dass auf Emmas Hof die Grenzen zwischen Mensch und Tier nur sehr verwaschen, beinahe gänzlich aufgehoben sind und dort andere Gesetze herrschen, werden die Leser gleich am Anfang des Romans unmittelbar konfrontiert.

So beneidet die noch allein im Bett liegende Protagonistin ihre Haut an Haut im warmen Stall beieinanderliegenden Schweine, geht nach dem Aufstehen zur Kuh, die sie kameradschaftlich begrüßt und sich danach unter deren Bauch legt, um sich die Milch direkt in den Mund zu melken: „Die Spritzer trafen nicht immer; die Milch kleckerte auf ihre Augen, ihren Hals, versickerte im Ausschnitt ihres Schlafhemds. Wie ein Kind wischte sich Emma den Mund mit

dem Unterarm trocken, selig satt“ (EG 10).¹⁹⁹ Auch später, bei der Untersuchung des bewusstlosen Max, wird diese mit sehr tierlichen Attributen beschrieben – so begutachtete sie sein Gebiss, als sei er ein Pferd, wühlte und schnüffelte in seiner Halsvertiefung und erkannte am Ende an seinem Geruch, dass dies „ihr Mann“ war (EG 46). Während des Essens streichelt Emma ihre Katze und schleckt sich danach ungehemmt – sehr zum Unbehagen von Max – ihre Marmeladenfinger ab (EG 55), später beobachtet er sie dabei, wie sie einem Huhn hinterherjagt: „Sie gackerte wie das Tier, ahmte seinen Gang nach. Dann stattete sie dem Hund in seiner Hütte einen Besuch ab. Krabbelte auf allen vieren auf ihn zu, bellte mit ihm, raupte sich mit ihm. Und schließlich gab sie einem Schwein, das zu ihr trottete, einen Kuss, genau auf seine dreckige nasse Schnauze“ (EG 56). Später wird sie von Max bezeichnenderweise als Frau beschrieben, „die eher einem Tier glich, und dennoch warmherziger war als jeder Mensch, den er je getroffen hatte“ (EG 133).

Zwischendurch gibt es im Laufe des Romans immer wieder Gespräche mit Tieren, in denen diese – ganz selbstverständlich – in menschlichen Worten antworten und so ihre Meinung zum neuen Mitbewohner des Hofes kundtun oder sie beraten.

So sieht ihr Gespräch mit einem zahmen, einst von ihr aufgezogenen Raben beispielsweise so aus: „Na, Rabe“, grüßte sie ihn. [...] Emma erzählte ihm vom bösen Henner und wie er sie wütend gemacht hatte. Der Rabe krächte, so etwas sei selbst in Rabenkreisen verpönt. Eine Frau fortschicken, wenn sie die Liebe suchte. Eine Sünde sei das. Und Emma sagte: „Genau, eine Sünde“ (EG 82).

Doch auch mit dem Hahn steht sie im regen Kontakt. Dieser äußert sich zum Auftauchen des fremden Mannes folgendermaßen:

„Melde gehorsamst: Auto, Unfall, fremder Mann, es hat gebrannt. Tak ta?“ Der Hahn war aus seinem Trott geraten. Emma beugte sich zu ihm und streichelte seinen Kamm. „Keine Bange, der Mann kann nicht krähen.“ „Es war immer gut ohne ihn. Mit ihm ist es nicht gut“, klagte der Hahn. Emma lächelte: „Doch, es wird gut mit ihm.“ „Menschen sind schlecht!“ „Er nicht.“ Sie ließ ihn stehen und ging zurück ins Haus. Vor Eifersucht schwoll der Kamm des Hahnes dick an“ (EG 63f.).

Als sich die Routine auf dem Hof nun beträchtlich verändert, reagiert der Hahn darauf auch mal „tief gekränkt und verstört“ sowie „beleidigt“ (EG 87). Zwischen Max und dem Hahn wird ein „Hahnenkampf“ inszeniert – so sieht die erste Begegnung der beiden folgendermaßen aus: „Max hatte den Eindruck, als frage er ihn nach seinen Papieren, nach

¹⁹⁹ Schreiber, Claudia (2003): *Emmas Glück*. Roman. Leipzig: Reclam. Im weiteren Verlauf der Arbeit unter dem Sigel „EG“ geführt.

seiner Aufenthaltsgenehmigung. Der Kamm des Hahns wurde dick und stellte sich auf. Dann schüttelte das Tier sich und stolzierte beleidigt davon. Max sah ihm nach. Da blieb der Hahn noch einmal stehen, hob kurz seinen bunten Schwanz und kackte in Max' Richtung“ (EG 93). Auch Vergleiche zwischen den beiden gibt es – so wird beispielsweise der auf Emma zulaufende Max als „wie sonst der Hahn, mit langen hohen Schritten“ (EG 152) beschrieben. Es wird ein Machtkampf ums männliche Oberhaupt auf dem Hof zwischen den beiden ausgefochten, bei denen der jeweils menschliche und tierliche Part als gleichwertige Gegner dargestellt werden und es durchaus nicht selbstverständlich ist, dass der Mensch dabei sofort gewinnt.

Auch „Emma hatte schon vor langer Zeit erkannt, dass die Menschen den Hühnern glichen“ (EG 156). So beschreibt sie Max den Kampf um die Rangordnung unter den Hennen, nämlich dass die kräftigste Henne mit dem kahlgefressenen Nacken, in den der sie oft begattende Hahn immer hineinpickt – die meisten Küken bekommt, während das elendste und vom Hahn am meisten missachtete Huhn vor Stress so gut wie keine Eier legt und somit von ihm zum Suppenhuhn erklärt wird. Emma stellt dabei fest: „Die fette Bäckerfrau mit dem kahlen Nacken ist schon wieder schwanger. Die dünne ledige Emma dagegen: Suppenfleisch, Suppenfleisch“ (EG 156). Auf diese Andeutung wird Max sofort einsteigen, spricht sie als Hühnchen an, nähert sich ihr gackernd, beißt ihr in den Nacken, während sie ihn darum bittet, ihr ein paar Federn auszureißen.

Auch an anderer Stelle wird der Sex zwischen den beiden als animalisch beschrieben und mit tierlichen Vergleichen verwoben: So leckte sie seinen Mund „wie eine zärtliche gierige Wölfin“, während er „sie jetzt mit seinen Zähnen packen“ (EG 147) kann. Der Akt an sich wird als Verwandlung von Max in einen Adler im Jagdfieber beschrieben – so verwandeln sich dabei seine „Fußnägel in starke Krallen, an seinen Händen und Armen wuchsen Federn und wurden zu Flügeln. Aus seinem Gesicht war ein Schnabel gewachsen, gefährlich krumm und scharf wie ein Messer. Seine Augen funkelten im Jagdfieber. Er packte seine Beute und schwang sich auf, erprobte seine riesige Spannweite“ (EG 147), fliegt dann los und bringt seine „Beute in seinen gewaltigen Horst. Dort riss und zerfetzte er sie bei lebendigem Leib“ (EG 148). Am Ende wendet ihr der Adler auf dem Rücken liegend seine verletzte Seite zu: „Sein krummer Schnabel schrumpfte, er vergaß sich ganz und gar“ (EG ebd.).

Implizit wird die Leserschaft also permanent auf die Gleichartigkeit von Mensch und Tier sowie auf die Verschiebbarkeit der Grenzen zwischen ihnen aufmerksam gemacht. In ganz

kleinem Rahmen wird dies auch bereits am Beispiel von Hans dargestellt, der sich während seiner Gefangenschaft in einer Stallzelle mit einer Spinne anfreundet, sich die Zeit mit dem Dressieren von ihr vertreibt (EG 113) und ihr zum Beispiel etwas von seiner Leberwurst abgibt (EG 122), obwohl der Kontakt zu Tieren eigentlich kaum zu dem aalglatten Autohändler passt. Hier wird verdeutlicht, dass erst in der Einsamkeit der Mensch die Angewiesenheit auf den kommunikativen Kontakt zu anderen Lebewesen spürt und Tiere dann plötzlich viel von ihrer (Art-)Fremdheit verlieren, wie es ja auch bereits in der *Wand* zu erlesen war.

3.2.3 Emma und die Schweine – ein ganz besonderes Verhältnis

Ein ganz besonderes und liebevolles Verhältnis hat Emma zu ihren Schweinen. Mit ihnen spricht sie jeden Tag, gibt ihnen Namen, streichelt jedes einzelne ausgiebig und zärtlich und spielt mit ihnen, „wie andere es mit Hunden taten“ (vgl. EG 94). Insbesondere zu einer alten Sau ist dieses Verhältnis sehr innig, was in einer Szene bei einem Besuch Emmas im Stall besonders deutlich wird: „Emma tat es ihr [der Sau, Anm.] nach: wühlte, schnupperte und wälzte sich. Legte sich zu der Sau ins Stroh, drückte sich ganz dicht an ihren Körper [...]. Emma schob sich noch näher an das Tier, um den Druck zu verstärken. Beiden behagte es sehr. [...] Dort, im frischen Stroh und bei der fetten Sau, konnte sich Emma entspannen“ (EG 71). Emma fühlt sich absolut eins mit dem Tier und kann im Stall ihren kindlichen Träumen und Hoffnungen Raum geben.

Die Szenen, die Emma im Umgang mit ihren Schweinen zeigen, machen klar, dass auch zu sogenannten Nutztieren innige Beziehungen möglich sein können und die Unterscheidung zwischen Haus- und Nutztieren nicht nur auf der Grundlage der Unterscheidung zwischen essbarer und nicht essbarer Natur und der sozialen Zugänglichkeit der Arten, wie Tilman Allert es umrissen hat, beruhen.²⁰⁰ Die Mensch-Tier-Beziehung und das, was als haustierwürdig eingestuft wird, sind stark kulturell geprägt,²⁰¹ doch auch der Erfahrungs- und Erlebnishorizont jedes einzelnen menschlichen Individuums spielt dabei eine beträchtliche Rolle, wie man am Beispiel Emmas noch sehen wird, die nicht nur auf einem Schweinehof aufgewachsen ist, sondern als Kind auch von eben jener alten Sau gesäugt und mehr oder weniger aufgezogen wurde.

²⁰⁰ Vgl. Allert 2002, S. 130f.

²⁰¹ Vgl. ebd. S. 130f. sowie Pollack 2009, S. 7.

Wie sehr sich Menschen und Schweine eigentlich gleichen, wird im Roman immer mal wieder erwähnt. Dies bezieht sich vor allem auf die physischen Merkmale – so zeigt Emma Max einmal nach dem Schlachten ein noch warmes Schweineherz und erläutert ihm, dass dies genauso groß wie sein eigenes sei, spielt ein wenig damit und bestreicht ihn mit Blut aus diesem Herzen (vgl. EG 106). Weiterhin wird konstatiert, dass die Schweinehaut der Menschenhaut gleicht und sich die Organe einander ebenfalls ähneln und wie beim Menschen fast an derselben Stelle sitzen: „Kein anderes Tier ist dem Menschen so ähnlich wie das Schwein“ (EG 71). Diese Ähnlichkeit wurde geschichtlich bereits von unterschiedlicher Seite ebenfalls erkannt, wie Thomas Macho in seinem Buch über Schweine anhand diverser Zitate von Berühmtheiten konstatiert. Um nur einen kleinen Einblick zu geben, werden hier unter anderem die Worte Churchills wiedergegeben, der feststellte, dass Hunde zu uns heraufschauen, Katzen auf uns herunter, aber Schweine uns als ihresgleichen betrachten; doch auch umgedreht sei dies der Fall, wenn man, wie Edgar Allan Poe, die Menschen als „senkrechte Schweine“ bezeichnet. Laut Cora Stephan wären Schweine „des Menschen bester Freund, erschreke dieser nicht vor seiner Ähnlichkeit mit dem sprachgewandten Borstentier. Es wäre nicht das erste Mal, dass Ähnlichkeit zu erbitterter Feindschaft geführt hätte“.²⁰² Meint sie mit den Konsequenzen dieser Feindschaft, dass sich der Mensch zugesteht, allein in Deutschland im Jahr 2012 58.350.000 Mio. Schweine zu schlachten (weltweit mehr als eine Milliarde)?²⁰³ Oder dass ein Deutscher in seinem Leben etwa 46 ganze Schweine verzehrt und die Tiere größtenteils unter grausamsten Bedingungen gehalten werden,²⁰⁴ die jegliches Ausleben artspezifischer Verhaltensweisen schier unmöglich macht? Auch Emma schlachtet und konsumiert ihre Schweine, auch und obwohl sie sich der Ähnlichkeit zwischen sich und den Tieren durchaus bewusst ist und sonst ein eigentlich so ursprüngliches und liebevolles Verhältnis zu ihnen hat. Widerspricht sich das, oder spiegelt es nur den Kreislauf einer natürlichen Ordnung wider?

Im folgenden Kapitel soll auf ihre spezielle Haltung und Schlachtweise eingegangen werden, um dies noch genauer zu beleuchten.

²⁰² Macho, Thomas (2006b): *Kronen der Schöpfung. Arme Schweine?* In: Stiftung Schloss Neuhardenberg; Macho, Thomas (Hg.): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: Nicolai, S. 9.

²⁰³ „Der weltweite Schlachthof.“ Statistik aus dem Jahre 2012, <http://www.heute.de/ZDF/zdfportal/blob/31411940/5/data.jpg> Stand: 10.02.2014.

²⁰⁴ „So viel Fleisch isst ein Deutscher in seinem Leben.“ Grafik: <http://img.welt.de/img/deutschland/crop123700328/7658725254-ci3x2l-w620/DWO-Fleischatlas-Verbrauch-K.jpg> Stand: 10.02.2014.

3.2.4 Ein glücklicher Tod? Zur Schlachtmethode Emmas

Emmas ganz eigene Schlachtmethode wird im Roman direkt der Methode auf dem Hof gegenübergestellt, die sie als Kind miterleben musste und die als sehr brutal beschrieben wird. So wurde früher zunächst das schreiende Schwein von Männern festgebunden und mit aller Gewalt auf den Hof gezerrt, und während es vor Angst quiekte, bekam es einen hirnertrümmernden Bolzenschuss, von dem es aber vorerst nur betäubt war und dann das bewusstlose, in seinem eigenen Kot liegende Tier langsam ausblutete – und eben jenes Blut war es, das die kleine Emma in einer Schüssel immer auffangen musste. Später bekam sie, wie alle anderen Kinder des Dorfes, wenn auf ihrem Hof ein Schwein geschlachtet wurde, den Ringelschwanz von ihm, den sie mit den anderen Kindern immer zur allgemeinen Belustigung irgendwelchen Menschen hinten an die Hose hefteten (vgl. EG 90ff.). Emma will nun als Hofherrin das „jämmerliche Geschrei der Schweine am Schlachttag nicht mehr hören“ und wie sich die in Todesangst befindenden verzweifelten Schweine gegen die brüllenden, zerrenden Männer zu wehren versuchten – deshalb schlachtet sie nun allein (EG 94).

Da die Tiere großes Vertrauen zu ihr haben, kann sie das von ihr ausgewählte Schwein ohne Probleme dazu bringen, ihr brav bis zum Flaschenzug hinterherzulaufen. Dort streichelt sie das Schwein sehr lange, klopft ihm auf dem Rücken, spricht mit ihm und „küsst es auf die Stirn, dahin wo die Männer früher den Bolzen ins Hirn getrieben hatten“ (EG 96). Während sie weiterhin mit ihm spricht, schneidet sie ihm rasch und sicher die Kehle in einem Zuge durch und spricht zärtlich und leise zu ihm: „Mein liebes Schweinchen, meine kleine Schwester. Danke, dass du bei mir warst, ich hab dich lieb, so lieb gehabt. Es tut nicht weh, siehst du? Ich hab’s dir doch versprochen, dass es nicht wehtut. Auf Wiedersehen, mein Schweinchen. Auf Wiedersehen“ (EG 96). Während das Schwein dabei geborgen in ihrem Arm liegt, „versiegte der Blutstrom und das Schwein ließ langsam und still sein Leben aus sich herausfließen“ (EG ebd.).

Allein durch die erzählerische Beschreibung und Wortwahl wird das Schlachten von der Frau Emma nun als sehr sanft und beinahe angenehm dem groben und brutalen Verhalten der Männer gegenübergestellt. Dabei bedient sie sich eigentlich einer Methode, die in Deutschland – und sehr vielen anderen Ländern – streng verboten ist, nämlich dem Durchschneiden der Kehle des Tieres ohne vorherige Betäubung.

In ihrer Studie über Schweinehaltung- und Schlachten in Schweden und deutschen Modellen der Tierethik stellt Röcklinsberg heraus, dass als Betäubungsmethoden Elektrizität, Schlagbolzenpistole – so wie es in Emmas Kindheit gehandhabt wurde – Schusswaffen oder das Einatmen von Kohlendioxid vorgesehen sind. Bei der letzteren und am häufigsten verwendeten Methode werden die Schweine jedoch auch nur schläfrig, wenn sie gerade sehr ruhig sind – falls sie gestresst sind und Unruhe in der Box herrscht, durchleiden sie eine schlimme Erstickungsanfall.²⁰⁵ Auch an der Haltung gibt es viel zu kritisieren: Die sehr neugierigen und aktiven Schweine, die natürlicherweise eigentlich acht Stunden pro Tag mit Futtersuchen, wühlen und kauen beschäftigt sind, können ihr Verhalten durch ihr Leben auf Beton- oder Spaltböden und das pulverisierte und schnell verzehrte Futter nicht ausleben, werden viel zu schnell von der Muttersau entwöhnt, die wiederum ebenfalls permanent gestresst ist, da sie ihr natürliches Nestbauverhalten nicht ausleben kann. Bei solcher artenspezifischer Haltung der Schweine sind sehr seltsame Stereotypen, Stresssymptome und Ersatzverhalten wie Aggressionen gegenüber anderen Schweinen, Apathie, hoher Stress durch Stimulusmangel oder Kettenkauen die Folge. Zusammenfassend resümiert sie, „daß die konventionelle Schweinehaltung in vielen Momenten der Tierhaltung, des Transports und der Schlachtung bereit ist, die Fleischproduktion mit wenig Rücksicht auf das individuelle Schwein durchzuführen“.²⁰⁶

Emma wird der Individualität jedes Schweines bei der Haltung jedoch absolut gerecht. Für sie sind aber auch „Schweine [...] dazu da, getötet zu werden. Sie leben herrlich, um gesund zu sterben und zu Wurst zu werden. Sie leben ohne Sorgen und bei mir haben sie sogar einen glücklichen Tod“ (EG 98). Diesen Tod von ihrer Hand beschreibt sie Max als „wie der Tod in der freien Natur. Wenn zum Beispiel ein Schaf von einem Wolf gerissen wird. Da werden beim sterbenden Tier Hormone freigesetzt, die wirken wie ein Narkosemittel. Stark wie Morphin, das Tier stirbt ohne Schmerzen“ – und die Angst vorm Tod sei ihnen durch das vertrauliche Verhältnis genommen, da sie nichts Böses ahnen würden (EG 98).

Wie ungewöhnlich ihre Haltungs- und Schlachtungsbedingungen traurigerweise sind, wird deutlich, als sie Hans, dem Freund von Max, der ein Konzept für ihren Hof erstellen möchte, ihren Umgang mit den Tieren beschreibt. Seine Reaktion ist sehr bezeichnend: „Das ist ja irre, das glaubt mir ja wieder mal kein Mensch“, während er „Super! Suuuper! Frei laufend. Glücklich. [...] *Glückliche Schweine*“ (EG 126) notiert und ihre Schlachtmethode als „eine

²⁰⁵ Vgl. Röcklinsberg, Helena (2001): *Das seufzende Schwein. Zur Theorie und Praxis in deutschen Modellen zur Tierethik*. Erlangen: Fischer (Tierrechte - Menschenpflichten, Bd. 6). S. 71.

²⁰⁶ Röcklinsberg 2001, S. 71.

eigene, eine ganz neue Methode“ und als „richtige Erfindung“ (EG 127) bezeichnet. Dass mit Schweinen zumeist so schlecht umgegangen wird, scheint bei vielen schon völlig zur Normalität geworden zu sein, weshalb eine artgerechte Haltung und ein liebevoller Umgang mit einem Tier dann plötzlich total verblüffend und innovativ erscheinen. An dieser Stelle wird die Haltung unserer Gesellschaft der Leserschaft auf sehr ernüchternde und traurige Weise vor Augen geführt.

3.2.5 Der Blick des Stadtmenschen – die Rolle des Max und der Wandel seiner Perspektive

Insbesondere Max repräsentiert im Text die äußerst ambivalente Haltung vieler Menschen gegenüber Nutztieren. Am exemplarischsten hierfür ist die Szene, in der Emma – da Max das Gericht „Coq au vin“ zuzubereiten wünscht – ein Huhn schlachtet. Schon als er sie beim Jagen des Huhns beobachtet, schießt ihm durch den Kopf, was er da nur angerichtet habe, und als sie dem Huhn den Kopf abschlägt, hatte er das alles doch nicht gewollt.

Der folgende Dialog ist äußerst bezeichnend:

„Was machst du ...? Wer hat dir denn..., aber das ist ja fürchterlich, ich will damit nichts, aber auch gar nichts zu tun haben, hörst du, nichts. ICH bin unschuldig.“
Verständnislos legte Emma ihren Kopf etwas schräg.
„Du wolltest doch ein Huhn?“
„Aber doch nicht den Kopf abschlagen!“
„Wolltest du das Huhn mit Kopf kochen?“
„Herrschaftszeiten!“
„Willst du das Huhn lebendig und mit Federn in Wein legen?“
„Nein, das nicht. Ich will ein vernünftiges Huhn vom Markt. Oder noch besser eines in Plastik verpackt und tiefgefroren.“
Mit Hühnerblut bekleckert und die Arme in die Hüfte gestemmt kam Emma auf ihn zu:
„Und was glaubst du, wie es da hineinkommt? Auf den Markt, in die Truhe. Selbstmord?“
„Aber, das muss doch nicht so blutig...“
Max hatte ja längst verstanden, dass sie Recht hatte. Das Furchtbare musste geschehen, wenn man nachher ganz fein Coq au vin speisen wollte.
„Emma, ich bin das nicht gewohnt, immer diese lieben süßen Tiere, und dann...“ Er hielt die Handkante an seine Kehle und tat, als schneide er sich die Gurgel durch.
„Krrg, Kopf ab, Hals ab. Bauch auf, Därme raus. Schrecklich.“
„So ist das“, sagte Emma lakonisch. „Jedes Stück Fleisch hat ein Gesicht gehabt. Wer Fleisch will, nimmt den Tod in Kauf. Wer das nicht will, der lässt es. Gibt's halt wieder Ratatouille.“
Max aber wollte Coq au vin. Er sah deshalb mutig zu, was weiter mit dem Huhn geschah (EG 152f).

Am Ende des Rupf- und Zerlegungsprozess sah nun das Huhn endlich aus „wie die Hühner vom Markt“ und er konnte es zubereiten (EG 154). Dass ein „vernünftiges Huhn“ für ihn wie eines vom Markt – oder ein abgepacktes und tiefgefrorenes – aussieht, verdeutlicht die Blindheit der Verbraucher demgegenüber, was mit dem fertig abgepackten Tier eigentlich

zuvor geschieht. Auch Schweine kannte Max „nur als Kotelett, fertig abgepackt und platt geklopft“ (EG 72).

Dass es ihm nun um die „lieben süßen Tiere“ so leid tut – was es ihm vor dem Leben auf Emmas Hof nie tat – liegt daran, dass er zu den Nutztieren nicht mehr in einer kollektiven Mensch-Tier-Beziehung, sondern plötzlich in einer individuellen Mensch-Tier-Beziehung steht und sich somit eine Du-Evidenz gegenüber den Schweinen entwickeln konnte.²⁰⁷ Dies ist ein fließender Prozess. Seiner anfänglichen Pikiertheit über die Unordnung auf dem Hof – so konstatiert er zu Beginn, dass er sich „also in der Hölle“ (EG 50) befand – weicht die Faszination über das Landleben und dem Sich-Wohlfühlen-in-der-Natur – hier hatte er erstmals „den Moment entdeckt, erlebte zum ersten Mal die Gegenwart“ (EG 64). Auch in der Szene, als er es einem der Schweine nachtut, sich im Schlamm zu wälzen bzw. sich damit einzureiben, wird sein verändertes Verhältnis zu den Tieren deutlich: „Beide [er und das Schwein] fühlten sich danach wie Brüder“ (EG 161). Die Schranken zwischen Mensch und Tier sind hier gefallen. Später wird beschrieben, wie Max seit Tagen im Schweinestall saß und sich mit den Tieren beschäftigte (vgl. EG 159). Aufgrund der Beobachtung und dem Kennenlernen bzw. der Erkennung der Individualität eines jeden Schweines dort und den gemeinsamen Erlebnissen, die er mit den einzelnen Tieren hatte, möchte er nun, dass Emma nicht mehr schlachtet: Jedes Tier, das sie auswählt, hat besondere Merkmale, die er ihr dann vor Augen führt – so hatte er eins dabei beobachtet, wie es mit den Augen vor Wonne rollte, als es sich an den Brettern kratzte: „So ein süßes Schwein, es liebt doch das Leben“ (EG 159) und sie damit vom Schlachten abhält. Die Tiere, die er sonst nur als Lebensmittel wahrgenommen hat, haben nun plötzlich ein Gesicht bekommen.

Während meiner Arbeit an diesem Thema gab es übrigens einen interessanten Skandal in den Medien. In einem Kopenhagener Zoo wurde ein junger Giraffenbulle an einen Löwen verfüttert, da es sonst zu Inzucht unter den Giraffen gekommen wäre – ein Grund, der auch eine Abgabe an etliche andere in Frage kommende Zoos nicht realisierbar machte. Die Reaktionen von sehr vielen Menschen waren von großem und explosivem Protest gekennzeichnet, es gab Online-Petitionen mit Gnadennappellen unter Beteiligung von 27.000 Menschen und sogar auch Todesdrohungen an den Zoodirektor.²⁰⁸ Ich bin mir sicher, dass die

²⁰⁷ Vgl. Pollack 2009, S. 44.

²⁰⁸ Vgl. Berichte über die erschossene Giraffe im Kopenhagener Zoo, u.a. hier: <http://www.welt.de/vermischtes/kurioses/article124673975/Giraffe-Marius-wegen-Inzuchtgefahr-erschossen.html> Stand: 15.03.2014; <http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/streit-um-kopenhagener-zoo-giraffe-getoetet-und-an-loewen-verfuettert/9460720.html> Stand 15.03.2014.

absolute Mehrheit der vielen tausenden Protestanten weder einer vegetarischen noch veganen Lebensweise frönt und sich häufig von aus Massentierhaltung stammendem Fleisch ernährt. Dennoch hatte das Tier hier ebenfalls durch sein Leben im Zoo ein Gesicht – und dazu noch einen Namen, nämlich Marius – bekommen, was eine individuelle Mensch-Tier-Beziehung mit ganz anderen Wertmaßstäben als denen aus einer anonym-kollektiven Beziehung möglich machte. Plötzlich regte sich also etwas in den Leuten, die nicht in der Lage dazu waren, im Bild des Giraffen fressenden Löwen, der seinen natürlichen Instinkt auslebt, auch sich selbst zu erkennen, dazu noch in einer zumeist bewusst unterstützenden und viel grausameren Art und Weise sich von Fleisch ernährend als der Löwe. Dieser sogenannte „Skandal“ machte mir deutlich, wie lächerlich wenig die Menschen anscheinend in der Lage sind, sich selbst zu reflektieren, sobald es um große „niedliche“ Säugetiere mit Namen und Gesicht geht. Es wäre ihnen zu wünschen, die realen Tiere all des im Leben bisher verzehrten Fleisches noch einmal zu sehen, und zwar vom Prozess der Geburt bis hin zu ihrer Abpackung als „Ware“. Das Sprichwort „Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen“ könnte kaum irgendwo zutreffender sein als an dieser Stelle.

Um wieder auf den Roman zurückzukommen, führen in diesem Max und dessen Einstellung – zusammen mit anderen Faktoren – zu einer wirklich radikalen und vor allem dauerhaften Wandlung auf dem Hof, die weniger einem Strohfeuer gleicht, wie das des Giraffenskandals. Auf diese Wandlung soll im Folgenden nun genauer eingegangen werden.

3.2.6 Nie wieder schlachten – die radikale Wandlung Emmas

Während Emma Max ein Näherkommen an die Natur ermöglichte und sich in seinen Wochen bei ihr „in seinem Leben alles ereignet“ hatte, „für das es sich zu leben lohnte“ (EG 158), ermöglicht Max ihr im Laufe des Romans wiederum endlich neue Reflexionen über ihr Leben und das, was sie da tut. Dass Emma von den Schweinen und ihrer Wurst lebt und die Schweine wiederum von ihr und ihren Abfällen, ist ein Kreislauf, in dem Emma „Teil des Ganzen und ganz und gar daheim“, aber „auch gefangen“ war, „weil sie die anderen Kreisläufe da draußen nicht verstand“ (EG 31). Doch schon nach Max' Erscheinen und dem ersten Gespräch mit ihm bewegt sich etwas in ihr. An diesem Tag ist eigentlich Schlachttag, doch erstmals blickt sie „lustlos auf ihre Geräte und entschied, das blutige Geschäft auf den nächsten Tag zu verschieben“ (EG 70). Stattdessen betrachtet sie lieber den noch fremden Mann beim Dösen am Badehaus und wünscht sich schon da, dass er bleiben möge.

Gleichzeitig reflektiert sie plötzlich ihr Leben und fragt sich, warum sie sich die ganze Schinderei eigentlich antut, allein und täglich, ohne je Urlaub zu haben, warum sie nie wegging oder etwas anderes tat, oder nicht wenigstens einmal in die Stadt gefahren ist (vgl. EG 70). An dieser Stelle werden bereits die ersten Weichen für den Ausgang des Romans gestellt, an dem sie sich tatsächlich – auch durch Max – von ihrem alten Leben befreien kann.

Während sich die beiden kennenlernen, wird Emma zwar noch stets als überzeugte Schlächterin dargestellt, doch schon dort regt Max sie zum Überdenken ihres Tuns an, indem er kritisiert, dass sie die Schweine *überhaupt* tötet – er bezeichnet dies als Vertrauensmissbrauch- und Ausnutzung (vgl. EG 160 und EG 98). Obwohl sie sich zu diesem Zeitpunkt noch selbstsicher verteidigt, nimmt diese Überzeugung ab, je näher sich die beiden kommen. Als sie sich dann endgültig ihrer Liebe und ihrem Glück hingeben, kommt es zu einem krassen Szenenwechsel auf dem Hof: „Der Hahn hatte aufgehört zu sprechen. Der Fernsehmoderator moderierte nur noch, weiter nichts. Der Rabe war fort. Das Mofa hatte ausgedient. Der Fleischwolf war mit Mühe gewaschen, die Wurstmaschine klemmte, der Holztrog leckte. Die Messer waren stumpf. Emma wetzte die Messer selbst, aber ohne Antrieb, ohne jede Freude“ (EG 159). Nachdem sich Max nach dieser Szene sehr dagegen sträubt, dass sie ein Schwein zum Schlachten aussucht, will sie es zunächst dennoch tun:

Sie blieb störrisch, sie blieb Schlächterin. Er lief fort, in die Felder.

Emma aber musste arbeiten, um weiter zu leben, um beide zu ernähren. Deshalb tat sie, was sie sonst auch tat. Sie streichelte das Tier, erzählte ihm Geschichten. Sie strengte sich maßlos an, aber es hatte sich etwas verändert. Sie konnte nicht einmal das Messer heben. Emma ließ das Schwein laufen. Fröhlich trabte es auf die Wiese zurück. Dort legte es sich in die Suhle (EG 160f.).

Als Max zurückkommt, gab sie zu, dass er Recht hatte – und „wusste, sie hatte ihren Beruf verloren“ (EG 161).

In ihrem darauffolgenden Traum wird noch einmal ihr Verhalten gegenüber den Tieren heftig in Frage gestellt. Dort wird sie als Angeklagte in einem Gericht vorgeführt, während ihre geliebte alte Sau in den Zeugenstand gerufen wird. Hierbei wird offenbar, dass Emma als kleines und von ihren Eltern vernachlässigtes Kind von der alten Sau gesäugt und aufgezogen wurde und diese sie wie ein eigenes Ferkel angenommen hat, Emma hingegen später alle weiteren Ferkel der Sau ermordet hat und vom Gericht beschuldigt wird, „die Leichen gegessen zu haben“ (EG 166). Die Sau ist zwar auf ihrer Seite, bezeichnet dies nicht als Mord, sondern als das Beenden des Lebens warm und voller Liebe – aber dennoch wird Emma vom Richter als schuldig gesprochen.

Dieser Traum symbolisiert noch einmal ihren moralischen Wandel, der sich vollzogen hat. Ein solcher Wandel im Mensch-Tier-Verhältnis könne laut Jean-Claude Wolf ein „Wandel einer ganzen ‚Vision der Wirklichkeit‘“ sein und „Erschütterungen des Selbstbildes auslösen“,²⁰⁹ wie es auch bei Emma in ihrem äußerst beängstigend und irritierend beschriebenen Traum der Fall war. Wolf betont aber noch, dass Menschen sich nicht radikal sprunghaft ändern und immer längstmöglich am Selbstbild und wichtigen Bindungen festhalten und sich die alte und neue Moral oft noch überlappen, „da wir alle primär mit einer ankonditionierten Moral aufwachsen, die wir nur teilweise revidieren können, und daß moralische Lernprozesse nicht in einem soziokulturellem Vakuum beginnen, sondern bereits mehr oder weniger zusammenhängende Traditionen voraussetzen“ und jede Teilrevision den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Elementen der Moral dann wieder herstellen müsse.²¹⁰ Als Beispiel gibt er den moralischen Wandel vom karnivoren zum vegetarischen Lebenswandel an, der auf bereits akzeptierten Moralelementen wie u.a. Mitleid, artgerechter Tierhaltung, Schutz der Wehrlosen, Achtung vor Wesen mit Gefühlen aufbaue.²¹¹ Ob Emmas Wandel auch zur Entscheidung zu einer vegetarischen Lebensweise führte, wird im Roman nicht direkt thematisiert. Fakt ist aber, dass sie – nach dem finalen Schnitt durch Max‘ Kehle – ausdrücklich und definitiv nie wieder ein Messer in die Hand nehmen würde (vgl. EG 182) und sich durchaus etwas grundlegend bei ihr verändert hat.

3.2.7 Emmas Vergangenheit und die (tierlichen) Schlüsselerlebnisse ihrer Kindheit

Um verstehen zu können, wie Emma zu dem geworden ist, was sie war, ist unbedingt auch ihre Vergangenheit einzubeziehen, die Stück für Stück im Laufe des Romans aufgearbeitet wird.

So war bereits ihre Geburt „eine Katastrophe für den Schweine-Hof“ (EG 64), da eigentlich ein männlicher Nachkomme erwünscht war, die Mutter aber nach Emma keine Kinder mehr gebären konnte. Obwohl sie sich, wenn man es geschlechtsstereotypisch betrachten mag, ihrer Ansicht nach immer wie ein typischer Junge verhielt und alles dafür tat, dass ihr Vater stolz auf sie sein konnte, sagte ihr dieser immer wieder verbittert: „Ach, wenn du doch ein Junge wärst!“ (EG 65) und verweigerte das Sprechen mit ihr gänzlich, als ihr Brüste wuchsen. Sie selbst charakterisiert Max später das Verhalten ihres Vaters als „feige Schritte von mir weg“ und das ihrer Mutter als „drohende Schritte auf mich zu“ (EG 170). Auch ihr äußerst strenger Großvater, der eine „tiefe Lust an Gewalt“ (EG 66) hatte, richtete sie ab wie einen Enkelsohn,

²⁰⁹ Wolf 2005, S. 17.

²¹⁰ Vgl. ebd. S. 17, wörtl. Zit. S. 18.

²¹¹ Vgl. ebd. S.18.

klatsche regelmäßig Spatzenküken an die Wand, um sie abzuhärten, ließ sie an brutalsten Kastrationsaktionen der männlichen Ferkel teilhaben und trichterte ihr ein, dass man nur mit sehr harter Arbeit überleben könne. In der Erzählperspektive wird folgerichtig resümiert: „Dieser Bauernhof mit seinen friedlichen Tieren hatte wahrhaftig wilde Menschen, die bisßen, fraßen, schlugen und fauchten. Niemals hatte sie sich in deren Obhut begeben können, sie wäre umgekommen“ (EG 119). Um vor den vielen Misshandlungen – sie wurde mit Kochlöffeln und Kleiderbügeln geschlagen, auf dem Klo belästigt, ihr Gesicht in den Staub gedrückt etc. – fliehen zu können, begab sie sich von Kindesbeinen an in den Schweinestall, wo sie bleiben konnte, ohne dass sie jemand vermisst oder es überhaupt bemerkt hätte.

Später, als sich Emma durch einen Traum endlich daran erinnern kann, wie sie von einer alten Muttersau gesäugt und behütet wurde, wird ihr klar, dass dies ihre „wahre Mutter“ gewesen ist, ihre Geschwister „quiekende enteierte Ferkel“ und sie so wenigstens doch „eine Art Familie“ gehabt hatte (vgl. EG 169). Auch an dieser Stelle werden die Ähnlichkeiten zwischen Schweinen und Menschen deutlich. Und es ist in der Tat keine Erfindung dieses Romans, dass Menschen von Tieren gesäugt werden. In verschiedenen Epochen und Kulturen wurde das Mensch-Tier-Stillen bereits ausgeführt, zum Beispiel, um einem Kindsverlust durch zu wenig Muttermilch vorzubeugen – dazu konnten Esel, Ziegen, Kühe, Schafe und Hunde eingesetzt werden. Durch mögliche, beim Melken entstehende Verunreinigungen, die in der Folge zu schweren Durchfallerkrankungen führen konnten, war das direkte Säugen dem Melken vorzuziehen. Erst durch die spätere Erfindung der Pasteurisation und Sterilisation sank das Infektionsrisiko durch gelagerte Tiermilch.²¹²

Doch auch die umgekehrte Variante kam vor. Auch heute noch ist das Stillen von Ferkeln beispielsweise bei den Hochlandfrauen in Papua Neuguinea selbstverständlich, da Schweine dort sehr wertvoll sind und gut gepflegt werden müssen. Selbst Frauen, die keine Milch mehr haben, lassen die Ferkel, die von ihrer Muttersau verstoßen wurden, bei sich saugen, um ihnen Wohlgefühle und Geborgenheit zu verschaffen.²¹³ Auch andere Beispiele von menschlichem Stillen von Kälbern, Tigern, Äffchen und Hunden sind bekannt – laut dem schwedischen Biologen Erik Zimen wurde gar „die Haustierwerdung damit begründet, dass eines Tages eine

²¹² Vgl. Ensminger, Audrey H. (1995): *The concise encyclopedia of foods & nutrition*. Boca Raton, Fla: CRC Press. S. 572.

²¹³ Vgl. Sylvia Prokop: „Frauen stillen Tierbabys“. <http://suite101.de/article/frauen-stillen-tierbabys-a93360> Stand 11.02.2014.

Frau Wolfsjungen säugte“,²¹⁴ und umgedreht seien ja z.B. wiederum die legendären Gründer Roms, Romulus und Remus, als Kinder ebenfalls von einer Wölfin gesäugt worden.



Ein Beispiel für ein Bild des Mensch-Tier-Stillens aus der Kunst: Margot Dukkens Ölgemälde: „The Butcher's Wife.“ Bezeichnenderweise soll es sich hier um die Frau eines Fleischers handeln, im Hintergrund ist die geschlachtete Sau zu sehen, für die nun das Stillen der Ferkel die Menschenfrau übernimmt.²¹⁵

In diesem Sinne stößt auch Max sich nicht daran, sondern verweist darauf, dass andere Stutenmilch trinken, Froschschenkel essen, glitschige Schnecken oder lebendige Austern schlürfen und somit nichts Schlimmes dabei sei, von einer Sau zu trinken (EG 168). Auch ich finde, dass man während des Stillens und Gestillt-Werdens am meisten zu den eigenen tierlichen Wurzeln zurückfindet und man keine natürlichere, ursprünglichere und intensivere Erfahrung machen kann, in der beide Stillpartner sich wohl am allermeisten von ihrem Instinkt leiten lassen. Im Stillprozess verschwinden die Grenzen zwischen Mensch und Tier gänzlich, jegliches Artifizielle des Menschseins ist ausgeschaltet. Da das Stillen weit mehr als bloße Ernährung bedeutet, sondern zugleich ein enormes Geborgenheitsgefühl freisetzt und die Mutter-Kind-Bindung stark fördern kann, ist es nicht verwunderlich, dass Emma die alte Sau als ihre eigentliche Mutter wahrnimmt.

²¹⁴ Ebd.

²¹⁵ Margot Dukker (*1933): „The Butcher's Wife“. 2002, Öl auf Leinwand. Privatbesitz. © Margot Dukker, Spaarndam. Abgebildet in: Kampmann, Sabine: Geliebtes Schwein. Babe, Piggy & Co. In: *Arme Schweine : eine Kulturgeschichte* [Ausstellung vom 27. August bis 26. November 2006, Schloss Neuhardenberg]. Hrsg. von der Stiftung Schloss Neuhardenberg in Verbindung mit Thomas Macho. Berlin: Nicolai, 2006. S. 47.

Durch einen anderen Traum, in dem sie noch einmal die von Männerhänden vollzogene brutale und gewaltsame Kastrierung der männlichen Ferkel – gekennzeichnet von „Ferkelgeschrei, Messerwetzen und Männergebrüll“ (EG 142) – durchlebt, wird ihr die geschlechtliche Identitätskrise, in der sie sich immer schon befunden hat, endlich bewusst. So fragt sie sich, ob sie von der Kastration verschont geblieben war, weil ihr die Hoden fehlten, und ob es nicht ein Glück gewesen war, kein Junge zu sein (EG 142). Sie fragt sich, ob sie mit einem Ferkel verwechselt worden war, da sie ja mit ihnen auch zusammen im Stall gelegen hatte: „Konnte es möglich sein, dass ihr Vater einen Sohn gehabt hatte, dem er versehentlich ein Perlchen abgeschnitten hatte? Der Rest war sie. Lebte weiter, hieß Emma. Jetzt war sie wach und konnte ihren Traum deuten. All die Jahre hatte dieser Gedanke sie gequält: War sie eine Frau oder bloß ein Kastrat?“ (EG 143).

Als endlich alle tot waren und Emma vom Druck befreit war, sich ständig in Sicherheit bringen zu müssen, ließ sie sich fallen, und ließ alles dort fallen, wo einst Gefahr bestand, nämlich im Haus (vgl. EG 119). Deshalb ist Max am Anfang so schockiert über die extreme Unordnung, die dort herrschte. Auch bei den beiden wird mit den Geschlechtsstereotypen gespielt in Szenen, wenn z.B. deutlich gegenübergestellt wird, wie Emma die „männlich“ konnotierte Schlachtarbeit, Fleischzerteilung und Wurstherstellung verrichtet, während Max unterdessen die Küche putzt, schrubbt, neu sortiert und Essen kocht (vgl. EG 117). Beide werden implizit mit den Attributen „hart“ und „weich“ ausgestattet und kontrastiert.

Emmas Härte wird zum einen mit ihren Kindheitserfahrungen erklärt, aber auch mit der immensen Schufferei und großen Verantwortung bei allen auftretenden Problemen, seit sie nach dem Tod aller allein auf dem Hof zurückgeblieben war, an den sie – „ganz ohne Ketten“ (EG 69) – gebunden ist. Als sie durch ihre Traumdeutungen und durch Max endlich ihre Vergangenheit erfolgreich aufarbeitet, kann sie diese Ketten schließlich lösen.

Als einzig positive Erfahrung ihrer Kindheit bleibt ihr die Freundschaft mit dem Bartmann in Erinnerung, ein älterer, alleine und extrem im Verbund mit der Natur lebender Individualist, der sich aufgrund der sehr ähnlichen Lebenslinien der beiden dem Kind annahm, ihm Lesen und gutes Sprechen sowie vielerlei Informationen und Lehren über Tiere und Natur beibrachte und Emma so zur Emanzipation von ihrer gewaltsamen Familie verhalf. Als die Dorfbewohner seine Holzhütte über dem Fluss abrissen, konnte er das nicht ertragen, mit großen Konsequenzen für Emma: „Als der Bartmann starb, hatte es ihr die Sprache verschlagen. Seitdem war ihr jeder Dreck nah wie ein Freund und Steine machten ihr das

Leben leicht. Die Tiere sprachen mit ihr und die Pflanzen wuchsen und blühten um die Wette, nur für sie“ (EG 102). Ihr guter Umgang mit den Tieren und das Sich-eins-Fühlen mit der Natur, was aber auch teilweise wie eine Flucht in die Welt der Fantasie wirkt, wurden von ihm entscheidend beeinflusst. Außerdem spielte der Wille eine Rolle, den Hof einfach ganz anders zu führen als in ihrer Kindheit – also ohne jegliche brutal eingreifende Männer und ohne grausame Tierbehandlung.

3.2.8 Das Ende – die Befreiung von Max, den Tieren und Emma selbst

Am Ende begleitet Emma ihren sterbenskranken Max, mit dem sie mittlerweile verheiratet ist, in den Tod, indem sie ihm schweren Herzens – genau wie den Schweinen – präzise die Kehle durchschneidet.

Auch hier wird wieder – nun die letzte – Art Parallele zwischen Max und dem Hahn gezogen. Als Emma sich zunächst nicht zum entscheidenden Schritt bei dem vor ihr liegenden, extrem leidenden Max entschließen kann, sieht sie plötzlich den Hahn in so einem rasanten Tempo angerannt kommen, dass er abhebt und eine Runde um den Kastanienbaum flattert. Dies ist der ausschlaggebende Moment zum Zücken des Messers, da ihr jetzt klar wird, dass man auch das Unmögliche schaffen kann. Max blutet daraufhin genauso friedlich und ruhig aus, wie ihre Schweine es taten, und gleichermaßen spricht und verabschiedet sie sich dabei von ihm persönlich, wie bei jedem anderen Schlachtprozess zuvor auch. Dies wird als die „größte Anstrengung“ (EG 181) beschrieben, die sie je vollbracht hatte, schwerer als jedes Schwein und jeder grässliche Großvater, schwer, weil sie sich das Beste genommen hatte – dennoch zweifelt sie nicht an der Richtigkeit ihres Tuns: „Kein Mensch durfte schlechter sterben als ein Schwein“ (EG 181).

Zusammen mit der Entscheidung, nie wieder ein Messer in die Hand zu nehmen, tritt sie nun ihre – gemeinsam mit Max vorbereitete – Flucht nach Mexiko an. Neben ihrer eigenen Vorbereitung – dem Waschen, Kleiderwechseln und Sachenpacken – bereitet sie auch ihre Tiere auf ihr Wegbleiben vor, was folgendermaßen beschrieben wird: „Dann lief sie zu den Ställen, öffnete alle Türen und Gatter, jedes Tor und jede Luke, gab der Kuh einen letzten Klaps, küsste die alte Sau, den starken Eber, jedes Schwein. Zuletzt verabschiedete sie sich von ihrem Hahn.“ Die Beschreibung dieser Szene hat mich ein wenig an Melanie Bujoks Überzeugung zur einzig wahren Ermöglichung von Tierbefreiung erinnert, die da lautet:

Mit der direkten Stilllegung von Tierausbeutungsbetrieben, der Beseitigung der Werkzeuge der Henker, der Zerstörung der Tötungsmaschinen, der tat-sächlichen Öffnung der Fesseln und Käfige ist sogar

nicht nur ein Mittel beschrieben, um Tierausbeutung zu negieren, sondern ist praktisch das Vernünftige erreicht: Befreiung.²¹⁶

So gesehen bringt also theoretische Fabuliererei den Tieren weitaus weniger als die Befreiung im wirklich praktischen und faktischen Sinn. Da „Tiere die Potentialität haben müssen, Freiheit zu realisieren, sind Tiere in der ‚verwalteten Welt‘ zum großen Teil auf ein Zutun von Menschen – Solidarität und Bereitstellung von Möglichkeiten – angewiesen“.²¹⁷ Zwar bezieht sich Bujok in ihrer Beschreibung auf Massentierhaltungsbetriebe, schließt aber wohl auch jede andere Abhängigkeits- und Ausbeutungsform von Tieren und Menschen mit ein. Tierbefreier würden ihrer Meinung nach die Anonymisierung der Opfer und Täter rückgängig machen, den Bann der Verdinglichung auflösen, Verweisungszusammenhänge herstellen, Verantwortliche benennen und aus dem tierlichen „Ding“ würde endlich ein erkanntes „Du“ werden.²¹⁸

Zwar war auch die Beziehung von Emma zu ihren Tieren stets von einer Du-Evidenz gekennzeichnet, aber dies stand dennoch dem Töten der Tiere entgegen. Erst mit der Entscheidung, niemals wieder zu schlachten und dem Öffnen aller Käfige, was einen sehr symbolischen Charakter hat, bekommt ihre Art der Tierliebe erst seine vollkommene Reife. Max, der das Prinzip der Liebe verkörpert und in ihr hervorrufen konnte, spielt hierbei eine entscheidende Rolle. Denn erst durch die Aufarbeitung ihrer *lieblosen* Vergangenheit kann sie sich dem blutigen Überbleibsel aus dieser Zeit, nämlich dem Schlachten, endlich entziehen und ihre eigene Identität liebevoll annehmen. In einer der letzten Szenen mit Max, in der er ihr klassische Musik auf dem Hof abspielt und sie einen von ihren Tieren – hier „ihrem kleinen Volk“ (EG 176) genannt – gesäumten Weg einerschreitet, wird dies auch noch einmal deutlich – endlich kann sie stolz ihr Kinn heben, ihre Schultern gelöst fallen lassen, ihr abgearbeiteter Körper sich entspannen und die Brust sich der Sonne zuwenden (vgl. EG 176).

Für Sabine Hastedt beginnt eine konkret aussehende (Tier-)Befreiung auf der „individuellen Ebene“: „Anstatt auf Konzepte und Rechtskonstruktionen zu vertrauen, werden der einzelnen Handlung, der Reaktion und Interaktion Macht und Bedeutung eingeräumt. Handlungsvermögen und Veränderungspotenzial kehren so zum Individuum zurück“.²¹⁹ Genau diese Art der Befreiung hat sich im Roman vollzogen. Auch Emma hat sich sehr verändert. Ihr im Buchtitel angekündigtes Glück besteht im Zugeständnis ihrer eigenen

²¹⁶ Bujok 2007, S. 336.

²¹⁷ Ebd. S. 327.

²¹⁸ Vgl. Bujok 2007, S. 337.

²¹⁹ Hastedt 2011, S. 211.

Identität und ihren Prinzipien mithilfe der Befreiung von alten Ketten und mithilfe von Liebe. Das Töten ihrer immer geliebten Schweine und letztlich auch das Töten ihres geliebten Mannes sind Teil ihres Wandlungs- und Selbstfindungsprozesses. Trotzdem bleibt dem Roman implizit eingeschrieben, dass ihre Behandlung von Schweinen – und auch das „liebevoll“ Töten – durchaus eine sehr akzeptable und tierfreundliche Lösung für Fleischkonsumenten darstellen *kann*. Dass bzw. warum sie sich auf ihrer individuellen Ebene davon jedoch dennoch befreit hat, bleibt den Lesern zur Reflexion überlassen.

3.3 Ein Romanvergleich vor dem Hintergrund einiger Forschungsansätze aus den Gender-, Queer- und Human Animal Studies

Im Folgenden werden die beiden bisher einzeln analysierten Romane noch einmal komparativ untersucht, wobei sich der Fokus hierbei auf Forschungsaspekte der Gender-, Queer- und Human Animal Studies richten wird. Nach einer genaueren Erläuterung der hier relevanten frauen- und tierorientierten Schwerpunkte aus den jeweiligen Disziplinen werden am Ende noch einmal die tatsächlichen Konsequenzen einer solchen Anwendung auf die mögliche Interpretation der Romantexte diskutiert.

3.3.1 Weiblichkeit = Natur / Männlichkeit = Vernunft? Zur Repräsentation einer bedeutenden Dichotomie in den Romantexten

Sowohl in *Emmas Glück* als auch in der *Wand* werden die weiblichen Protagonistinnen jeweils als sehr naturverbunden und in engem Verhältnis zu Tieren lebend beschrieben, was auf sehr sinnliche und ursprüngliche Weise dargestellt wird. Zwischen den Zeilen scheint zu stehen, dass es genau so *richtig* ist und die Frauen sich ganz gemäß ihrer inneren Natur verhalten, was durch das intensive Zusammenspiel mit der äußeren Natur noch besonders betont wird. Auch wird auf die direkte Tierähnlichkeit der beiden Frauen im Text hingewiesen, wie wir in der vorherigen Analyse sehen konnten.

So wird eine Sichtweise von Frauen unterstützt, die u.a. auch vom essentialistischen Ökofeminismus propagiert wird, dessen Anhänger Frauen eine natürliche, biologisch determinierte Nähe zur Natur zuweisen und eine Identität zwischen dem Schicksal der Frau und dem Schicksal der Natur herstellen, wodurch die Frau stets als natürlicherweise „gut“ und „naturverbunden“ dargestellt wird.²²⁰ Damit geht auch oft die weibliche Personifizierung der

²²⁰ Vgl. Roscher, Mieke (2007): "What will they be doing next, educating cows?" Überlegungen zur Nutzung der Frau-Tier-Natur-Gleichsetzung. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 235.

Natur einher, wie es z.B. in *Emmas Glück* besonders deutlich an folgender Stelle gezeigt wird: „Nach dieser seltsamen Nacht [...] war die duftende warme Erde für Emma mit einem Mal zur Schwester geworden, so wie die Kuh eine war und die Butter und die Wiese. Weiblich, alles um sie herum. ‚Hallo Sonne, altes Mädchen! Heute wieder heiß drauf, was?‘“ (EG 143f.) Unmittelbar nach dieser intensiven Empfindung stellt sie – durch den Kuss des Mannes ausgelöst – bezeichnenderweise fest: „[...] sie war eine Frau, eine richtige Frau. Alles an ihr stimmte, und hier stand ein nackter Mann und küsste sie“ (EG 146). Alles scheint sich nun – naturgegebenweise – endlich richtig zusammenzufügen. Doch schon am Anfang des Romans wird durch das Auftauchen des Mannes auf den „Sinn“ von Emmas Leben bzw. auf ihre zu erfüllende Aufgabe hingewiesen, als sie, vor dem Spiegel stehend, von sie berührenden Männerhänden träumt:

Und nun, mit einem Mal kam die Lust und benahm sich wie Hunger und Durst. Das war für Emma neu. Ein bisschen Lust war immer da, aber dieses Verlangen war maßlos. Emma fühlte sich verzweifelt, wie eine, die um ihr Leben bangt. In Wirklichkeit war es ja auch so. Nur ging es nicht um ihr eigenes Leben, sondern um ein neues, das aus ihr herausdrängte. Emma war eine gesunde Frau im richtigen Alter. Ihr Körper schrie danach, befruchtet zu werden. Eine Eier hatte sich entwickelt, die nicht mehr einzudämmen war (EG 77f.).

An dieser Stelle wird den Lesern eigentlich gar keine Wahl gelassen, eine „gesunde Frau im richtigen Alter“ nicht unmittelbar mit sinnstiftender Gebärfreudigkeit zu assoziieren und alles andere als unnatürlich zu empfinden. Dass Emma am Ende des Romans dann auch tatsächlich schwanger ist, scheint fast die logische Konsequenz davon zu sein. Schon bei Platon und Aristoteles schien es nur „natürlich, dass die Natur des Weiblichen mit jenem Bereich der Physis korreliert, der den Wuchs, das Wachstum und das Werden – kurz, den gesamten Bereich der Reproduktion – in sich einschließt“²²¹ – eine Tradition, die später von vielen anderen Philosophen, u.a. Hegel, so und ähnlich übernommen wurde.²²² Auch das Reparieren ihres Mofas reiht sich in diese Folge mit ein, denn Emma konnte sich anfangs aufgrund des Vibrierens der kaputten Teile beim Fahren herrlich selbst befriedigen, Max nimmt ihr dies durch seine unaufgeforderte und eigenständige Reparatur jedoch weg und fortan ist sie nun auf eine sexuelle Befriedigung durch ihn – den Mann – angewiesen (vgl. EG 31f., EG 112).

Emmas weit gewordene, einst begrenzte Schweinewelt und ihre persönliche Wandlung im Laufe des Romans – sie „blieb wild, wurde aber innerlich ruhiger, gelassener und sicherer“ wird auf die „wunderbaren Gespräche über alles und jedes“ zurückgeführt, die ihr „ein

²²¹Deuber-Mankowsky, Astrid (2009): *Natur/Kultur*. In: Braun, Christina von (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. 2., überarb und erg. Aufl. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 204f.

²²² Vgl. Breger, Claudia (2009): Identität. In: Braun, Christina von (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. 2., überarb und erg. Aufl. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 50.

Lächeln ins Gesicht gezaubert [hatten, Anm.], das Max beglückte. Es gab ihm das Gefühl, nicht umsonst gelebt zu haben“ (EG 174). Max wird hier eindeutig als ihr Retter und Befreier genannt. Zugespitzt wird dies aber noch in folgender Szene: „Umso mehr triumphierte er, als Emma sich schon einen Tag nach Händel weiter ins Leben wagte, nun auf sehr weibliche Art: Sie stellte fest, sie habe nichts anzuziehen“ (EG 174), woraufhin sie in die Stadt fährt und sich komplett neu einkleiden lässt. Hier wird nun das Schema Männlichkeit=Kultur reproduziert, denn Max ist es, der der „unkultivierten“ Emma erstmals die klassische Musik von Händel nahebringen konnte und sie Gefallen daran findet. Die Formulierung, dass sie sich nach Händel „weiter ins Leben wagte“, impliziert gewissermaßen, dass das, was sie vorher gelebt hat, kaum als *wirkliches* Leben zu bezeichnen gewesen wäre – und dass er auch noch über ihre weibliche Neueinkleidung, was im Übrigen doch recht klischeehaft wirkt, triumphiert, wirkt wie ein Sieg des Mannes, der die wilde Frau nun endlich domestiziert, „weiblich“ gemacht hat. Diese Entwicklung am Ende hat mir missfallen, weil sie das Bild einer unabhängig in ihrer Weiblichkeit lebenden Frau auf einmal wieder abschwächen.

Auch in der *Wand* wird ein Bild der Korrelation des Weiblichen mit der Reproduktion, dem Wachstum und dem Werden durch die Protagonistin erwirkt, die sich in ihrem alten Leben stets ausdrücklich nur von ihren noch *kleinen* Kindern umgeben wohl, gebraucht, glücklich und am rechten Platz fühlte und später in ihrem Leben in der Natur auch nur wieder durch ihre Ersatzfamilie, nämlich den ebenfalls stark auf sie angewiesenen Tieren, eine sinnstiftende und sie voll und ganz erfüllende Aufgabe findet. Hinzu kommt, dass sie an mehreren Stellen darauf hinweist, dass sie zum einen „so schlecht ausgerüstet für das wirkliche Leben war“, wobei sie sich auf praktische, eher männlich konnotierte Fähigkeiten wie Handwerks- und Zimmereiarbeiten bezieht, und ebenfalls fast nichts an theoretischem Wissen und Allgemeinwissen besitzt (vgl. WD 83) und sie dahingehend große Mängel aufweist (WD 84). Weder ihre Eltern, noch ihre Lehrer, noch sie selbst hätten die Gelegenheit wahrgenommen, sie wirklich zu bilden, obwohl sie nach der Geburt noch eine Chance dazu gehabt hätte (vgl. WD 84). Sie bezeichnet sich als Dilettantin, sowohl im Leben vor der Wand als auch hier, und schreibt sehr bezeichnend: „Mein einziger Lehrer ist unwissend und ungebildet wie ich, denn ich bin es selbst“ (WD 84). Implizit wird hierdurch ihre Einstellung vermittelt, nur „wirklich etwas wert“ zu sein, wenn man sich viel theoretisches und vergeistigtes Wissen angeeignet hat. Ihr intuitives Wissen oder ihre Fähigkeit dazu, harte Arbeiten zu verrichten und andere zu versorgen, sind scheinbar nicht der Rede wert. Auch später weist sie auf das „furchtbare

Durcheinander“ in ihrem Gedächtnis hin und dass sich ihr Kopf all das ihr noch fehlende Wissen ohnehin nicht mehr merken könnte:

Ich werde, wenn ich je hier herauskommen sollte, alle Bücher, die ich finde, liebevoll und sehnsüchtig streicheln, aber ich werde sie nicht mehr lesen. Solange ich lebe, werde ich alle Kraft dazu brauchen, mich und die Tiere am Leben zu erhalten. Ich werde nie eine wirklich gebildete Frau sein, damit muß ich mich abfinden (WD 224f.).

Sehr treffend schreiben zu diesem Thema schreiben Horkheimer/Adorno in ihrer *Dialektik der Aufklärung*: „Die Sorge ums vernunftlose Tier aber ist dem Vernünftigen müßig. Die westliche Zivilisation hat sie den Frauen überlassen.“²²³ Adorno, der diesem Sachverhalt selbst sehr kritisch gegenübersteht, fasst hier genau die wesentlichen Punkte des westlich-hegemonialen Denkens zusammen, nämlich dass das Tier als grundsätzlich vernunftlos betrachtet wird, genauso wie in der logischen Schlussfolgerung auch die Frau, die sich um dieses kümmert, und die diametrale Gegenüberstellung der beiden gegenüber dem Vernünftigen, der dann nur noch der Mann sein kann, der sich mit den geistigen Dingen beschäftigen darf. So gesehen scheint die „unwissende“ und „ungebildete“ Erzählerin der *Wand* dort allein in der Natur genau auf ihrem „natürlicherweise“ angemessenen Platz zu sein. Nicht nur ihre fehlende Bildung benennt sie als sie negativ charakterisierend, sondern auch ihre anderen, weiblich-intuitiven Handlungen oder Gefühle bezeichnet sie manchmal als „reinste Unvernunft“ (WD 139) oder „gegen alle Vernunft“ (WD 153) stehend.

Auch Emma, die – aus den Augen eines Mannes! betrachtet – „eher einem Tier glich“ (EG 133), wird, so wie sie auf ihrem Hof und mit ihren Tieren lebt und arbeitet, als sich absolut an ihrem richtigen Platz befindend charakterisiert, während sie jedoch „die anderen Kreisläufe da draußen nicht verstand“ (EG 31). Hier werden „die Natur und der Körper als ‚weiblich‘ codiert“.²²⁴ Merkmale wie „weibliche Irrationalität“ und „Unberechenbarkeit“²²⁵ sowie „die Gleichsetzung des Weiblichen mit dem A-Normalen, dem Verrückten und Irrationalen“²²⁶, wie es bereits die alten Griechen taten, kennzeichnen das Verhalten Emmas, deren sinnliches, verrücktes, „ungeniertes“ und zum Teil ordinäres Verhalten auf Max oft als sehr abstrus wirkend beschrieben wird. Der männliche Protagonist Max hingegen repräsentiert Vernunft, Ordnung und Kultur, die er in ihr chaotisches Leben und Zuhause zum Beispiel durch das

²²³ Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W. (1969): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag. S. 264.

²²⁴ Vgl. Braun, Christina von; Stephan, Inge (2009): *Gender@Wissen. Einführung*. In: Braun, Christina von (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. 2., überarb und erg. Aufl. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 7.

²²⁵ Vgl. Braun; Stephan 2009, S. 7.

²²⁶ Deuber-Mankowsky 2009, S. 207.

Aufräumen ihres gesamten Hauses bringt oder als er selbstverständlicherweise das Gericht „Coq au vin“ kennt, während sie fragt, ob dies etwas Unanständiges sei (vgl. EG 150) und damit als ungebildet dargestellt wird.

In der westlich-hegemonialen Philosophiegeschichte haben diese Zuschreibungen und Kategorisierungen eine sehr lange Tradition. Strukturell wurden bei den Griechen bereits die Weichen dafür gestellt, doch ein eigenständiger Gegenstand des Wissens wird der Gegensatz von Natur und Kultur erst im 18. Jahrhundert, als eine Wissenschaft von der Kultur formiert wird, in der diese konkret benannt wurde und zugleich gefragt werden sollte, worin sie sich von der Natur unterscheidet.²²⁷ Mit Kant kam es dann zur festen „Verknüpfung der Herausbildung von zwei sich ergänzenden Geschlechtscharakteren mit der Ziehung der Grenze zwischen Natur und Kultur, wobei die Kultur der Natur ebenso überlegen sein sollte, wie die Männer den Frauen“.²²⁸ Heute wird diese Unterscheidung von vielerlei Seiten infrage gestellt und die dahinterliegenden verborgenen Wissenskulturen, Machtstrukturen und Interessen entlarvt, wie Donna Haraway es zum Beispiel tut, die bei der Frage nach dem Ursprung von patriarchaler Geschlechterordnung und der Frage nach der Grenzziehung zwischen Natur und Kultur diese als geronnene Bedeutungen identifiziert, die aus komplexem Wissen und kulturellen Techniken der Benennungen entsprungen sind. So fordert sie als Lösung von der feministischen Wissenschaft die Begründung von Technowissenschaften, die Kultur- und Naturwissenschaften vereinen soll, um „bessere und genauere komplexere Darstellungen der Welt zu entwerfen“, Wissenskulturen zu analysieren und mit neuen Benennungspraktiken zu experimentieren.²²⁹

Gemäß des Themas dieser Arbeit soll nun aber noch weiter auf die strukturellen Analogien zwischen Geschlechterbinarität und dem Mensch-Tier-Dualismus eingegangen werden, die sich in der Unterdrückung von Frauen und Tieren ausdrücken.

3.3.2 Tiere und Frauen – ein gleiches Schicksal? Zu strukturellen Analogien zwischen Geschlechterbinarität und dem Mensch-Tier-Verhältnis

Die eben umrissene Trennung von Natur und Kultur bildet also die Basis für die hierarchische Anordnung und getrennte Wahrnehmung von Männern und Frauen sowie Menschen und

²²⁷ Vgl. ebd.

²²⁸ Vgl. ebd. S. 212.

²²⁹ Vgl. ebd. S. 216 sowie Haraway, Donna (1995c): *Situiertes Wissen*. In: Haraway, Donna; Hammer, Carmen; Stiess, Immanuel (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main, New York: Campus Verl., S. 93.

nichtmenschlichen Tieren. Wie Sabine Hastedt richtig beschreibt, führt die Zuordnung von Frauen und Tieren zur Natur – ebenso wie ihre Biologisierung – dazu, dass sie als das „Andere“ betrachtet und abgewertet werden und zur individuellen sowie kollektiven Identitätsbildung beitragen. Die sozialen Konstruktionen *Spezies* und *Geschlecht* erwecken den „Anschein eines essenziellen, natürlichen Kerns“, und die Kategorien *Frauen* und *Tiere* würden in einem ständigen Werdensprozess durch performative Akte hervorgebracht werden. Hastedt sieht in solchen Konstruktionen die Funktion der Sicherung von Herrschaftsverhältnissen sowohl im Mensch-Tier-Dualismus als auch in der Geschlechterbinarität.²³⁰ So können Menschlichkeit und Männlichkeit stets durch den Prozess des Othering im Androzentrismus und Anthropozentrismus über den Ausschluss weiblicher und tierlicher Individuen definiert werden.²³¹

Als weitere Analogien zwischen dem Mensch-Tier-Verhältnis und dem Geschlechterverhältnis sieht Hastedt deren jeweilige Gründung auf sozial und kulturell konstruierten Konzepten: „Gender und Sex sowie Animalität und Spezies erweisen sich als Konstruktionen, die über keinen festen Kern verfügen, wohl aber die Lebenswirklichkeiten von Männern und Frauen, von Menschen und Tieren beeinflussen. Sie haben zur Folge, dass Kategorien als homogen erscheinen und vereinheitlicht werden“.²³² Dabei betont sie besonders die Angewiesenheit der nichtmenschlichen Individuen auf die gemeinsamen Performanzen mit dem Menschen, da sie unabhängig keine Herrschaftssysteme unterlaufen könnten.²³³ Tiere,²³⁴ die als das „Andere“ dargestellt und aus sozialen Räumen ausgeschlossen werden, seien in besonderem Maße aufgrund des Mangels an gemeinsamer Sprache auf die Interpretation ihres Willens durch den Menschen angewiesen, was sie zu einem noch weitaus geringeren sozialen Status als dem der Frauen zugehörig macht.²³⁵ Hastedt resümiert, dass das Aufzeigen der sich überschneidenden Herrschaftsstrukturen in beiden Unterdrückungssystemen zur Auflösung dieser Strukturen beitragen könnte. Dabei sieht sie die Befreiung unterdrückter Individuen jedoch als unmöglich an, solange das Herrschaftsprinzip mit all seinen Ausschluss- und Unterdrückungsstrukturen und vor allem seinen Kategorisierungen bestehen bliebe.²³⁶

²³⁰ Vgl. Hastedt 2011, S. 209.

²³¹ Vgl. Hastedt 2011, S. 197f.

²³² Vgl. ebd. S. 205f.

²³³ Vgl. ebd. S. 203.

²³⁴ Ich möchte an dieser Stelle nicht weiterhin Hastedts Begriff der nichtmenschlichen Tiere paraphrasieren, denn ich denke, dann müsste man auch im gleichen Zuge unsinnigerweise statt von Frauen von nichtmännlichen Menschen reden, was androzentristischer kaum gehen könnte.

²³⁵ Hastedt 2011, S. 208f.

²³⁶ Vgl. ebd. S. 211.

Auch Mieke Roscher fragt in ihren „Überlegungen zur Nutzung der Frau-Tier-Natur-Gleichsetzung“ nach Lösungsansätzen sowohl für die Tiere als auch für die Frauen. Sie kritisiert ebenfalls in den aktuellen Diskursen die unkritische Zelebration der kategorischen Zuschreibungen „Weiblichkeit“ und „Natürlichkeit“, die von unterdrückten Lebewesen und sozialen Klassen geteilt werden, und fordert eine eingehendere Untersuchungen dazu ein.²³⁷ Als einen „Mittelweg, der differenzierte Identitäten zulässt“, kann sie sich den Ansatz der Soziologin Hilary Rose vorstellen, die „sich als körperliches Wesen sowohl in der Kultur als auch in der Natur aufgehoben“ fühlt²³⁸ – eine Zweigleisigkeit, die eine „Annäherung zwischen herrschaftsimmanenten Bipolaritäten und einverleibenden holistischen Vorstellungen“ schaffen könnte.²³⁹ Dies setzt natürlich zunächst einmal eine Verinnerlichung dieses beiderseits zugehörigen Gefühls des Individuums voraus sowie eine Akzeptanz dessen von Seiten anderer Individuen. Durch die Darstellung der Endlichkeit des körperlichen Daseins sieht sie ebenfalls eine Verbindung zwischen Mensch und Tier, wodurch der Materialität, die nicht nur biologistisch gedeutet werden muss, Rechnung getragen werden könnte, was in der diskursiven Analyse und Dekonstruktion oft verloren ginge.²⁴⁰ Weiterhin stellt sie fest, dass

die Strategie, Kultur und Natur als sich ergänzende Bereiche zu klassifizieren, nach wie vor die Möglichkeit offen lässt, nichtmenschliche Tiere auch in den Bereich des Kulturellen hineinzuholen. Tiere und Menschen können mit dieser Strategie als gemeinsam Kultur stiftend und Kultur teilend begriffen werden, ohne dabei jedoch auf einen sozialen Evolutionismus mit seinen naturhaft-somatischen Grundbestimmungen hereinzufallen. Schließlich ist jede Verständigung über das Tier, und was es für den Menschen bedeutet, untrennbar verbunden mit seiner kulturellen Repräsentation. Die Kultur formt unser Verständnis vom Tier genauso wie Tiere unser Verständnis von Kultur prägen. Das Beharren auf der strikten Verortung der Tiere in der Natur [...] macht sie jedoch zum ewig Anderen.

Die längst vollzogene synanthropische Annäherung des Tieres wird dabei genauso ignoriert wie kulturelle Rituale, die dem Tier mehr zusprechen als reines biologisches Funktionieren. [...] Die Aufwertung nichtmenschlicher Tiere auf kultureller Ebene kann somit auch als Input für ihre körperlich-materielle Aufwertung fungieren.²⁴¹

Hierbei könnten auch die Ansätze Judith Butlers hilfreich sein, die die Konstruktion der Kategorie „Geschlecht“ als solches hervorhebt. Hier wird nun ebenfalls durch Mittel des Ausschlusses legitimiert – zum einen in der Unterscheidung zwischen nichtmenschlich und menschlich und weitergehend in der „Verweigerung der kulturellen Artikulation der

²³⁷ Roscher 2007, S. 239. Hierbei schreibt sie in Anlehnung an: Cuomo, Christine J. (1998): *Feminism and ecological communities. An ethic of flourishing*. London, New York: Routledge. S. 23.

²³⁸ Rose, Hilary (1994): *Love, Power and Knowledge. Towards a Feminist Transformation of the Sciences (Race, Gender and Sciences)*. Indiana: University Press. S. 2. Hier zit. nach: Roscher 2007, S. 244.

²³⁹ Vgl. Roscher 2007, S. 244.

²⁴⁰ Ebd.

²⁴¹ Roscher 2007, S. 244f.

Nichtmenschen“.²⁴² Es sind also durchaus Parallelen zu finden, denn – wie auch Frauen und Geschlecht – werden Tiere und Natur ebenfalls sozial konstruiert, obwohl sie „ihr eigenes Leben in ihrer eigenen Umwelt“ leben, „die bestenfalls fehlerhaft von Menschen interpretierbar ist“.²⁴³

In Anlehnung an Birke beschreibt Roscher weiterhin den Zwischenweg als Kompromiss, bei dem akzeptiert wird, dass „der menschliche Körper auch von biologischen Gegebenheiten beeinflusst wird“ und nicht auf seiner rein kulturellen Interpretation beharrt, wodurch gleichzeitig die „Deutung des Tieres als biologisch fixiert“ aufgegeben werden könne.²⁴⁴ Durch die Überwindung des Biologismus und die Anerkennung des Tiers als sozial konstruiertem Lebewesen könnte sich also der Blickwinkel auf die Tiere von einer natürlich nutzbaren Gruppe hin zu einer unterdrückten sozialen Gruppe verschieben und somit die Wertbestimmung nichtmenschlicher Tiere eine Überarbeitung erfahren – Natur soll dabei als „Geschichte mit Vergangenheit und Zukunft“ gedacht werden.²⁴⁵

Auch Roscher spricht sich am Ende also für das Beschreiten neuer Wege in der Debatte zur Frauen- und Tierbefreiung aus, das zur Demystifizierung des hegemonialen Andro- und Anthropozentrismus beitragen könnte und zur Erkennung der Individualität des Tieres sowie der Herauslösung dieses aus seiner Hierarchisierung.²⁴⁶ Grundlegend dafür sei eine kritische Dekonstruktion des Mensch-Tier-Dualismus, der die Grenzen nicht nur verschieben, sondern langfristig auflösen müsse, ohne dabei jedoch den Gefahren theoretischer Dekonstruktion zu verfallen, nämlich der Entfernung von der wirklichen Welt und dadurch der „Beliebigkeit und Nivellierung struktureller Ungleichheit und körperlich-materieller Wirklichkeit“ und dem Aufrechterhalten von Unterdrückungsszenarien.²⁴⁷ Hier benennt sie ein Problem, mit dem sich nicht nur Wissenschaftler aus dem Bereich der Human Animal Studies und Gender Studies konfrontiert sehen sollten, sondern was sich Wissenschaftler aus *jeglichem* Bereich immer wieder zur Selbstreflexion und Reflexion ihres Arbeitens an sich bereits während des Schreibens vor Augen halten sollten. Ein Zettel mit der Aufschrift „Cui bono?“ an jedem wissenschaftlichen Arbeitsplatz könnte dabei durchaus helfen, gerade auch hier bei diesem

²⁴² Ebd. S. 245.

²⁴³ Ebd. S.246. Hierbei stellt sie einen indirekten Vergleich her zu: Agamben (2003): S. 51.

²⁴⁴ Vgl. Roscher (2007): S. 246. In Anl. an: Birke, Lynda (1994): *Feminism, Animals and Science. The Naming of the Shrew*. Buckingham: Open University Press. S. 12.

²⁴⁵ Vgl. Roscher 2007, S. 246.

²⁴⁶ Vgl. ebd. S. 248.

²⁴⁷ Vgl. ebd. S. 247.

Thema, um dem Verfall in eine wieder anthropozentrische Perspektive – was leichter passieren mag, als man denkt – zumindest ein wenig vorbeugen zu können.

Ein weiteres Problem bei der Angabe der vielen Lösungsansätze ist meiner Meinung nach das Fehlen von konkreten, praktisch aussehenden Beispielen. Auch hier werden meist zwar theoretisch sehr schön klingende Worte gefunden, aber wie soll dann wirklich die Praxis aussehen? Wie soll es konkret aussehen, wenn das Tier z.B. mit ins Kulturelle „hineingeholt“ wird, und wie kann man vor allem solch gutgemeinte Ansätze nicht nur für einen kleinen Kreis von Wissenschaftlern, sondern auch für eine breite Masse zugänglich machen? Besteht überhaupt eine Chance, dass sich solche Ansätze jemals in der weitläufigen Praxis etablieren können? Bevor solche Fragen abschließend noch zur Diskussion gestellt werden, möchte ich an dieser Stelle zunächst noch einen weiteren interessanten Ansatz Swetlana Hildebrandts vorstellen, die die gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisse einmal aus queer-theoretischer Sichtweise betrachtet.

3.3.3 Die „queere“ Perspektive – Swetlana Hildebrandts Ansatz

Einen ebenfalls interessanten Blickwinkel der gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisse liefert Swetlana Hildebrandt, die dieses Thema unter Zuhilfenahme von Ansätzen aus den Queer Studies erforscht. Ihre These ist, dass sowohl Mensch-Tier-Verhältnisse von der Kategorie „Geschlecht“ beeinflusst werden als auch umgekehrt die Kategorie „Geschlecht“ vom Mensch-Tier-Verhältnis mitstrukturiert werde.²⁴⁸ Dabei bezieht sie sich auf Haraway, die davon ausgeht, dass Affen und Menschenaffen deshalb in die narrative Praxis der westlichen Wissenschaft aufgenommen worden seien, „um zu bestimmen, was es bedeutet, menschlich zu sein: was es bedeutet, weiblich, Tier, anders als der Mann zu sein“,²⁴⁹ das heißt, dass auch hier das Ziehen von Parallelen zwischen Frauen und Tieren eine grundlegende Rolle spielt.

Hildebrandt geht davon aus, dass durch die Deklaration der „Natürlichkeit“ der tierlichen Sphäre und auch der Verankerung der menschlichen Sphäre in der Natur intramenschliche Herrschaftsverhältnisse legitimiert werden können, wenn zum Beispiel die heterosexuell-monogame Paarbeziehung, der „männliche“ Jagdtrieb oder die scheinbar unveränderbare Sensibilität von Frauen als naturgegeben und natürlich betrachtet werden.²⁵⁰ Die Basis zur

²⁴⁸ Hildebrandt 2011, S. 217.

²⁴⁹ Haraway, Donna (1995a): *Primatologie ist Politik mit anderen Mitteln*. In: Orland, Barbara; Schleich, Elvira (Hg.): *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Gender studies, 1727), S. 140. Auch zu finden in: Hildebrandt 2011, S. 218.

²⁵⁰ Vgl. Hildebrandt (2011): S. 216f.

Legitimation jener sozialen Ungleichheit, Stigmatisierung und Herrschaftsverhältnisse bildet für sie die „zirkuläre Argumentationslogik“ Smilla Ebelings, die den nicht immer ganz sichtbaren Prozess der Naturalisierung scharfsinnig entschlüsselt. Dieser verläuft in genau fünf Schritten: Zunächst wird ein bestimmtes tierliches Verhalten anthropomorphisiert, dann wird im zweiten Schritt ein menschliches Verhalten (wie z.B. Kinderpflege oder Heterosexualität) aus dem Kontext gerissen und – unter Mitschwingung der gesellschaftlichen Konnotationen – auf Tiere übertragen, um es dann im dritten Schritt für die Tiere oder Tiergruppe zu universalisieren. Im vierten Schritt wird dann die biologische Determination des Verhaltens abgeleitet und Tiere somit als direkte Stellvertreter der Natur betrachtet, um dann zuletzt, im fünften Schritt, dieses als „natürlich“ erwiesene Verhalten wieder auf den Menschen zu übertragen und es in der Folge als ein natürliches, dem Menschen innewohnendes Verhalten zu konstruieren.²⁵¹ Ein weiteres Problem sei, dass häufig in anthropomorphisierender Weise davon ausgegangen werde, dass Tiere sich entsprechend menschlicher Rollenbilder verhalten.²⁵² Zu kritisieren wäre an dieser Stelle das Ableiten von Wissen über Tiere ausschließlich auf der Grundlage von Beobachtungen, da solch vermeintliche Tatsachenbeschreibungen immer reine Interpretationsfragen seien. Das interpretativ erhobene Material werde so als „Kanonenfutter für menschliche Bedeutungsschlachten – sei es um Geschlechtlichkeit, Natürlichkeit oder die Legitimität von Herrschaftsstrukturen“ verwendet.²⁵³

Des Weiteren plädiert Hildebrandt für ein Entwickeln von Sensibilität für Geschichte und politische Wirkmächtigkeit von Begriffen und spricht sich für deren Dekonstruktion aus, auch bei der Diskussion um Geschlechtsidentität, da auch hier Verweise auf eine „Natürlichkeit“ oder „Universalität“ des Körpers – wie auch bei den Tieren – nicht länger haltbar seien. Die Dominanz vom Menschen über Tiere, die u.a. auf einem angeblich naturgegebenen, evolutionsgeschichtlich begründbaren Unterschied zwischen den beiden beruhe, sei genauso wenig logisch nachzuvollziehen wie die angeblich nach linearen und gleichen Mustern funktionierenden Konzepte von Geschlecht und Geschlechtlichkeit, die auf der kulturell hergestellten Wahrnehmung von Körpern beruhen und in ihren Identitäten das Ergebnis von Macht- und Wissensformationen sind.²⁵⁴ Auch unter Bezugnahme auf biologische Körper

²⁵¹ Vgl. ebd. S. 219. Bezogen wird sich auf: Ebeling, Smilla; Schmitz, Sigrid; Bauer, Robin (2006): *Tierisch menschlich - Ein un/geliebter Dualismus und seine Wirkungen*. In: Ebeling, Smilla; Schmitz, Sigrid (Hg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften (Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung, Bd. 14), S. 355f.

²⁵² Hildebrandt 2011, S. 220.

²⁵³ Vgl. ebd. S. 223.

²⁵⁴ Vgl. Hildebrandt 2011, S. 228f.

könnten weder bei Mensch noch bei Tier Rückschlüsse auf ihr Verhalten, Fühlen oder Begehren geschlossen werden. Wichtig sei das Bewusstsein dafür, dass das bloße Sehen eines Körpers letztlich nichts über sein Verhalten und Begehren aussagen kann, da es interpretativ ist und zugleich auch immer gesellschaftliche Kräfte durch den Körper hindurchwirken und diesen produzieren.²⁵⁵

Zur Einbeziehung des Mensch-Tier-Verhältnisses in diese Erkenntnis bedarf es für Hildebrandt einer sehr offenen Theorie, die in der Lage ist, über die humanimalischen Grenzen hinauszudenken und die sich vor allem „des gesellschaftlichen Produktionscharakters des Körpers bewusst ist und die eine kritische Haltung zum identitären (Menschen-)Subjekt hat.“²⁵⁶ Hierfür schlägt sie die Queer-Theorie vor, die sich durch die drei grundsätzlichen Kritikzweige Heteronormativitätskritik, Kritik am Identitätsbegriff und die sich daraus ableitende Begriffs- und Kategorienkritik auszeichnet. Hildebrandt fasst kurz zusammen:

Begriffe und Kategorien in einem queeren Sinn zu kritisieren und zu analysieren heißt, nichts als abgeschlossen, fest oder unveränderlich zu betrachten sowie Bedeutungen und Grenzen als >verschiebbar< zu begreifen. Konsequenterweise ergibt sich daraus auch die Möglichkeit, jene auch praktisch zu verschieben und dadurch die Normen, die sie konstituieren, infrage zu stellen und ihre Dekonstruktion anzuregen.²⁵⁷

An dieser Stelle wird auch klar, dass es z.B. keine „queere Identität“ geben kann, da dem Begriff „queer“ niemals ein fester Inhalt zugrunde liegen darf, da dies immer eine erneute Normierung und Reproduzierung gängiger Herrschaftsmuster bedeuten würde.²⁵⁸ Auch wenn sich die Queer Studies vornehmlich auf Geschlecht und Geschlechtlichkeit beziehen, so könnten doch auch die Human Animal Studies sehr gut von ihrer grundsätzlichen Vorgehensweise profitieren, nur dass hier der Ausgangspunkt des Denkens das konstruierte Gegensatzpaar von Natur und Kultur ist und der Mensch-Tier-Dualismus das konstituierende Moment dieses Denkens.²⁵⁹ Die Queer Studies sowie auch die Human Animal Studies könnten also die Art und Weise untersuchen, wie Wissen über Tiere reproduziert und vermittelt wird, und dabei auch die materielle Ebene mit einbeziehen. Dabei soll es nicht darum gehen, „für Tiere als *betroffene* oder *normierte* Individuen zu sprechen, sondern die Struktur des Verhältnisses von Menschen und Tieren sowie dessen Einfluss auf

²⁵⁵ Vgl. ebd. S. 230.

²⁵⁶ Ebd. S. 233.

²⁵⁷ Ebd. S. 235.

²⁵⁸ Vgl. ebd.

²⁵⁹ Vgl. ebd. S. 235f.

gesellschaftliche Kräftefelder zu untersuchen“.²⁶⁰ Besonders wichtig und fruchtbar für diese Untersuchungen sei der bedeutungs- und begriffskritische Aspekt der Queer-Theorie, da – wie man am Beispiel von Smilla Ebelings zirkulärer Argumentationslogik sehen konnte – Tiere über Naturalisierung und Anthropomorphisierung zu idealen Symbolträgern werden können, „wenn es darum geht, sich über Verweise auf die Natur eine >unanfechtbare< Argumentations- und Legitimationsbasis für bestehende Differenzen und Herrschaftsverhältnisse zu schaffen“.²⁶¹ So resümiert sie schließlich, dass es die Aufgabe von Human Animal Studies sowie den Queer Studies sei, althergebrachtes Denken und Grenzen zu „queeren“ sowie gesellschaftliche Verhältnisse zu analysieren und dekonstruieren.²⁶²

Die Frage ist nun, wie dies konkret bei einer literaturwissenschaftlichen Untersuchung aussehen könnte. Wenn es um Texte geht, in denen eben solche althergebrachten Denkmuster reproduziert werden, könnte man aus einem kritischen Blickwinkel zumindest die Leserschaft darauf aufmerksam machen, dass man bestimmte Dinge auch anders interpretieren, hinterfragen könnte und nicht nur blind aufnehmen sollte. Trotzdem haben literarische Texte eine ganz eigene Dynamik und Wirkung, die ich im jetzt folgenden Zwischenfazit noch einmal genauer hervorheben möchte.

3.3.4 Implikationen der Untersuchungen über Frauen und Tiere für die literarische Textinterpretation – ein Zwischenfazit über das Besondere der Literatur

In den letzten Kapiteln konnte – anhand der strukturellen Gemeinsamkeiten in der Unterdrückung von Frauen und Tieren – sehr gut der Konstruktionscharakter der Kategorien *Spezies* und *Geschlecht* herausgestellt und begründet sowie auf seine möglichen Folgen bzw. Auswirkungen hingewiesen werden. Dass sich innerhalb der Wissenschaft – ob nun bei den Gender-, Human Animal- oder Queer-Studies – das Einnehmen einer sehr offenen Perspektive und die Bereitschaft zum Dekonstruieren scheinbar unveränderlicher oder naturgegebener Merkmale und Kategorien als sehr hilfreich und fruchtbar erweisen und nur so die Weichen für eine neue Behandlung von Frauen und Tieren auch in der Praxis gestellt werden könnten, ist damit klar geworden.

Doch welche Rolle spielen hierbei nun die Einbeziehung und Analyse literarischer Texte?

²⁶⁰ Hildebrandt 2011, S. 238.

²⁶¹ Ebd.

²⁶² Ebd. S. 239.

Am Beispiel von *Emmas Glück* und der *Wand* konnte gezeigt werden, wie in diesen Texten die Frauen und Tiere dargestellt sind und inwieweit sich hier eher althergebrachter Kategorisierungen und Muster bedient wurde oder diese eventuell aufgehoben wurden. Dennoch kann man meiner Meinung nach bei der Interpretation von Literatur nie von einer allgemeingültigen und *richtigen* Interpretation sprechen. Auch wenn man jetzt also resümieren könnte, dass z.B. genau diese so naturverbundene Darstellung der Frauen in den beiden Werken eher die üblichen Kategorisierungen aufrechterhält und alte Muster bei den Lesern somit reproduziert, implizit festgeschrieben und für richtig erklärt werden, so hängt es ja doch noch von der individuellen Rezeption der Leser ab, ob dies tatsächlich als negativ konnotiert betrachtet werden muss – was wiederum von der individuellen Lebenswelt sowie dem Erfahrungshorizont der Rezipienten abhängt.

Bei den sich zum Teil diametral gegenüberstehenden Interpretationen der Lebenswirklichkeit und Seinserfahrung der Erzählerin der *Wand* konnte man die unterschiedlichen Auffassungen sehr gut sehen: So kann die Erzählerin zwar einerseits als – trotz der scheinbaren Befreiung – weiterhin absolut *gefangen* in Mustern patriarchaler Herrschaftsstrukturen betrachtet werden, aber auch die gegenteilige Perspektive, nämlich dass sie sich nun endlich – eben *befreit* von den patriarchalen Zwängen – ihre eigene Lebenswirklichkeit zusammen mit ihrem Prinzip der Liebe schafft, hat ihre volle Berechtigung. An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass ich während der Lektüre immer mal wieder zu dem Eindruck gelangte, dass sich bei einigen – zum Glück nicht allen! – Interpretierenden aus dem feministischen Bereich eine weibliche Identität auf der Basis von – grob gesprochen – Fürsorge, Hilfsbereitschaft und vor allem Mutterschaft sowie hier bei unseren Beispielen auch Naturverbundenheit, prinzipiell und kategorisch mit einer *glücklichen* oder freien Persönlichkeitsentfaltung auszuschließen scheint. Dies war vor allem bei der doch sehr bemüht wirkenden psychoanalytischen Deutung der Tiere der *Wand* von Elke Brüns der Fall. Mutterschaft aber bedeutet nicht zwangsläufig Gefangenschaft und die Hemmung der Persönlichkeitsentfaltung einer Frau, auch nicht, wenn sie sich dabei gleichzeitig noch liebevoll um einen Mann oder andere Tiere kümmert. Die so oft propagierte Offenheit der Forscher sollte auch an dieser Stelle greifen, denn gerade wenn man *gegen* Extreme ist, muss man besonders aufpassen, nicht selbst bei der Argumentation eben solchen Extremen, nur in anderem Maße oder unter anderen Vorzeichen, zu verfallen und einen verengten Blickwinkel zu haben.

Die Macht der Worte, der Literatur und all das, was dadurch bei den Rezipienten ausgelöst werden kann, sind natürlich keinesfalls zu unterschätzen. Es *kann* also durchaus schon passieren, dass eine Umsetzung der so guten Lösungsansätze, was die neue Behandlung von Tieren und Frauen angeht, für die *praktische* Umsetzung dieser nicht ganz so förderlich sein mag, wenn z.B. alte Muster auf eine sehr ansprechende und überzeugende Weise im Text reproduziert werden. Aber die Autoren sind frei und können nur ihre individuelle Lebenswirklichkeit, ihre Poesie, eingebettet in ihren jeweiligen historischen Kontext, in ihre Texte mit einfließen lassen. Auch bei den Rezipienten werden immer die äußeren Umstände wie die aktuelle geschichtliche und politische Lage, aber auch die inneren Umstände wie die eigenen Erfahrungen und die eigene Wirklichkeit der Welt das Interpretieren der Texte mitbestimmen, weshalb Texte nie konstant sind, sondern immer wieder aufs Neue erschaffen werden, was wiederum nicht nur von Leser zu Leser variiert, sondern auch von Leseprozess zu Leseprozess bei ein und derselben Person. Genauso wie sich die Leser verändern, verändern sich auch die von ihnen gelesenen Texte! Beide verschmelzen ein jedes Mal aufs Neue und immer wieder anders miteinander, weswegen man Leseindrücke auch immer wieder revidieren, Meinungen über Texte und ihre Inhalte immer wieder ändern kann. Und daher werden diese auch niemals ganz durchschaubar sein, was jedoch, wie ich bereits in meiner Bachelorarbeit feststellte, „wiederum dem Leser und Interpretierenden aber nur umso mehr ermöglicht, in die eigene, angeregte Fantasie einzutauchen und dort nach einer Antwort zu suchen, die für ihn selbst die wahrste ist – und das ist doch das Schönste, was Literatur leisten kann“.²⁶³ Diese schöne, diese besondere Wirkung der Literatur ist in dieser Form aber ganz einzigartig. Rezipienten des Mediums Film sind zum Beispiel einer viel größeren Fremdbeeinflussung ausgesetzt, was die (viel öfter unreflektierte) Reproduktion gängiger Herrschaftsmuster viel einfacher und wirksamer macht. Da sowohl die *Wand* als auch *Emmas Glück* verfilmt worden sind, möchte ich vorm endgültigen Fazit noch kurz auf die dortigen Unterschiede zwischen Text und Drehbuch bzw. Film eingehen, die für mein Thema von Relevanz sind.

3.4 Zur filmischen Umsetzung der Romane

Die Verfilmungen der beiden Romane weisen durchaus nicht nur einige Auslassungen der Originalvorlagen, sondern auch komplette Abweichungen bzw. Veränderungen des Drehbuchs von der Originalfassung auf, ganz besonders bei *Emmas Glück*. Ohne nun eine detaillierte Filmanalyse vornehmen zu wollen, möchte ich an dieser Stelle lediglich auf die für

²⁶³ Pscheidl 2009, S. 49.

diese Arbeit relevanten Veränderungen eingehen, nämlich, was die (veränderte) Darstellung der Tiere und der Frauen betrifft.

3.4.1 Die Liebe im Fokus – *Emmas Glück* (2006)

In der Verfilmung steht ganz klar die Liebesgeschichte der beiden menschlichen Protagonisten im Vordergrund. Dass Emma in sehr unkomplizierter und enger Weise mit den Tieren zusammenlebt, wird zwar ab und an deutlich gemacht (so knabbert und zerrt zum Beispiel ein freilaufendes Schwein ganz beiläufig und selbstverständlich an der Decke, auf der Emma und Max gerade Geschlechtsverkehr haben, ohne dass dies weiter thematisiert wird), und auch ihre betäubungsfreie Schlachtmethode wird vorgestellt. Dies wird aber nicht in den Gegensatz zu den früheren Schlacht- und Behandlungsmethoden der Schweine aus Emmas Kindheit gestellt, sondern diese werden nicht mal ansatzweise erwähnt. Nur ein einziges Mal spricht sie im Film von ihrem Großvater – dass er dem Flachsmeier, einem Dorfbewohner, mal fast den Schädel eingeschlagen habe. Mehr nicht. Auch wenn sie damit andeutet, dass er nicht allzu beliebt und feinfühlig war, so bezieht sie sich dennoch nur auf die Behandlung von Menschen und mit keinem Wort auf seine grausame Behandlung der Tiere.

Auch Max' anfängliche Befangenheit gegenüber den Tieren und auch später der Schlachtweise wird nur ganz schwach angedeutet, aber lange nicht so ausgearbeitet wie im Roman. Insbesondere die von mir im Kapitel 3.2.5 thematisierte „Coq-au-vin“-Szene, in der Max das reale Schlachten eines Huhns mit dem nur von ihm gekannten abgepackten Tiefkühlhuhn beispielhaft so gar nicht miteinander vereinbaren kann, wird hier völlig ausgelassen – im Film rupft er dem Huhn sogar selbst die Federn und zeigt dabei keinerlei Hemmung.

Vor allem wird auch Emmas persönlicher Wandel, was die Tierbehandlung angeht, überhaupt nicht erwähnt, sondern nur so wie im Roman *am Anfang* dargestellt, als sie z.B. noch ganz selbstverständlich schlachtet, Fleischerarbeiten verrichtet und Wurst herstellt. Dass sie später – durch Max' kritische Anregungen, die Aufarbeitung ihrer Vergangenheit und dem ebenfalls filmisch nicht dargestellten Traum, in dem sie sich im Gerichtssaal vor Richter, Publikum und Muttersau für ihr Schlachten verantworten muss, ihr Schlachten selbst infrage zu stellen beginnt und am Ende klar ist, dass sie ihren Beruf gänzlich verloren hat und Max das letzte lebendige Wesen ist, bei dem sie ein Messer in die Hand nimmt, wird absolut nicht

thematisiert – auch nicht, dass Hans ein „Happy-pork“-Projekt in Anlehnung an ihre Schweinehaltung gründet.

Während sie im Buch am Ende nach Mexiko flieht, nichts mehr mit der Schweinearbeit zu tun hat und sie nur aus dem eben genannten Projekt weiterhin finanziellen Gewinn erzielt, bleibt sie im Film auf ihrem Hof wohnen und wird ihre Arbeit wohl weiterhin wie gehabt fortsetzen. In der letzten Szene sitzt sie dort auf den Stufen einer Scheune, hinter ihr grasen im Hintergrund friedlich die Schweine und man sieht ihr an, dass sie sich glücklich mit genau dem Leben fühlt, welches sie dort hat. Hauptsächlich macht die Liebe zu Max, die sie erfahren durfte und an die sie sich zurückerinnert, hier ihr Glück aus.

Auch wenn der Film allein für sich durchaus gelungen ist, stehen dort dennoch andere Dinge im Vordergrund. Während die Leser nun doch immer und immer wieder zur Selbstreflexion und Reflexion über die Behandlung und das Töten von Tieren angeregt werden und sich dem auch nicht entziehen können – wie auch immer die Ergebnisse ihrer Reflexionen dann auch aussehen mögen, aber sie tun es zumindest – fehlt dieser eigentlich fundamentale Aspekt des Romans im Film leider beinahe gänzlich. Für mich ist dies das traurige Resultat einer quotenheischenden Filmindustrie. Es wird produziert und thematisiert, was die Masse der Zuschauer auch sehen *will* – und mit *diesem* auf die Tierbehandlung orientierten Thema fällt es vielen Menschen sehr schwer, sich ernsthaft auseinanderzusetzen, bzw. es besteht erst gar kein Interesse daran, da die sich daraus ergebenden Handlungskonsequenzen von zu großer Tragweite sein könnten. Also wird der einfache Weg gegangen und das Thema gar nicht erst zu einem zentralen des Films gemacht, sondern die leichter verkäufliche Liebesgeschichte. Das sichert die Quoten sowie auch das Wohlbefinden und Selbstverständnis der Zuschauer. Es ist bedauerlich, dass hier der Mut zu einer besseren Umsetzung gefehlt hat – zumal einem auch im Roman keine Meinung über das Schlachten o.ä. diktiert oder aufgezwungen wird, sondern der Leser selbst ganz frei für sich reflektieren darf. Vielleicht hätte eine solche Umsetzung viel nachhaltiger etwas in den Zuschauern bewegen können als eine tragisch endende Liebesgeschichte, untermalt von der Kulisse eines idyllischen kleinen Bauernhofs, auf dem das Leben noch so abläuft, wie es scheinbar sein sollte.

3.4.2 Graue Zeiten – *Die Wand* (2012)

In der Verfilmung der *Wand* wird den Zuschauern der richtige Weg schon vom Regisseur gewiesen, der eigens den Songtext für das Lied verfasste, das gleich zu Anfang – auf der

Autofahrt im Cabrio zur Jagdhütte – und auch später, als die Erzählerin nochmals den Mercedes startet und mit ihm absichtlich gegen die Wand fährt²⁶⁴, laut mit dem Refrain „Freedom is a journey, a journey to yourself“ ertönt, was ich als etwas zu plump und plakativ empfunden habe, da das Lied mitsamt dem Text wirklich sehr in den Vordergrund gestellt wird. Diese „Reise zu sich selbst“ wird dann jedoch ziemlich trist dargestellt. Mögen die Kulisse und die Landschaftsaufnahmen großartig sein, so ist dennoch das Bild, vor allem in den Szenen der aktuellen Situation der Erzählerin, sehr graustichig, dunkel und trist, was wohl den Zuschauern die Einsamkeit verstärkt vor Augen führen soll.

Noch dazu bekommt man bei der durchgehenden Wiedergabe der Worte der Erzählerin eine *derart* monotone und depressive Stimme zu hören, dass es – und hier kann ich mich schlichtweg um keinen wissenschaftlichen Ausdruck mehr bemühen – kaum zum Aushalten ist. Auch die Miene der Schauspielerin Martina Gedeck finde ich äußerst monoton, verkrampft, verbittert und betrübt, und das permanent den ganzen Film über. Einzig einmal auf der Alm soll es wohl so aussehen, als husche ihr beim Kontakt mit Luchs ein Lächeln über das Gesicht, aber auch dies wirkt äußerst bemüht. Es ist fast eine Qual, diesen Film so bis zum Ende durchzuhalten, zumal einem damit die permanente Unzufriedenheit der Erzählerin suggeriert wird, die im Film ihre schweren Aufgaben nicht auch, so wie ich es beim Lesen des Romans empfunden habe, als Befriedigung und Erfüllung, sondern einzig als Last zu empfinden scheint. Dass die Sorge um die Tiere im Grunde ihrer Natur entspricht und sie im Rahmen ihrer tierlichen „Ersatzfamilie“ das ihrem Wesen innewohnende Prinzip der Liebe ausleben und vervollkommen kann, wird den Zuschauern absolut nicht suggeriert und als Interpretationsmöglichkeit schlichtweg vorenthalten. Die Tiere wirken im Film eher wie graue Gefährten als wie geliebte Mitwesen, da die Schauspielerin nicht dazu fähig ist, auch nur irgendeine echte Gefühlsregung zu zeigen und die ganze Zeit nur im Selbstmitleid zu schwimmen scheint. Auch die Szene mit der Geburt des Stiers wirkt ganz anders als im Buch, denn dort verlässt sie sich auf ihre weiblichen Urinstinkte und verhilft der Kuh durch geschickte Weise und Mithilfe zu einer sanften Geburt. Im Film läuft es dagegen eigentlich so ab, wie sie es im Roman gerade *nicht* wollte – die Geburt wird hier nämlich nur durch ihr gewaltsames Zerren und Ziehen an den Läufen des Kalbes ermöglicht.

Im Film wird auch eine wichtige Stelle des Romans zur Selbstpositionierung der Erzählerin im Wald wiedergegeben, in der sie das Gefühl hat, dass sich ihre Gedanken manchmal

²⁶⁴ Im Buch kommt dies übrigens gar nicht vor; dort steigt sie nie wieder in das Auto und der Mercedes wird ein Brutnest für viele Vögel (vgl. WD 222).

verwirren und es so sei, als ob der Wald anfange, in ihr Wurzeln zu schlagen und seine alten, ewigen Gedanken zu denken. Was im Roman unmittelbar danach folgt, nämlich: „Und der Wald will nicht, daß die Menschen zurückkommen“ (WD 185), wird im Film schlichtweg ignoriert und ausgelassen, was im Sinne der Adaption der literarischen Vorlage wirklich problematisch ist, da es sich um eine sehr zentrale und entscheidende Aussage handelt. Stattdessen wird eher in den Vordergrund gerückt, wann sie nun endlich von den Menschen gefunden werde.

Vor dem Hintergrund des Themas dieser Arbeit finde ich es schade, dass die Entwicklung der Erzählerin so fundamental uminterpretiert wurde. Zwar wird äußerlich eine deutliche Änderung kontrastiert – so wird sie am ersten Abend (auch dies steht nicht im Roman) beim Auftragen einer Gesichtsmaske gefilmt, ihre schicke Sonnenbrille, die hohen Schuhe etc. in den Vordergrund gestellt, dies alles in klarem, kontrastreichem und hellem Licht, während sie später – in ihrer Erzählperspektive positioniert – wie eine traurige, graue Maus in alten Sachen und kurzen Haaren wirkt, was filmisch noch sehr untermalt wird. Doch dass sie damit zufrieden ist, endlich die aufgezwungenen Muster ihrer geschlechtlichen Rolle ablegen zu können, dass sie es genießt und ihr dies eine Form von positiver Freiheit vermittelt, wird dem Publikum nicht suggeriert. Im Gegenteil wirkt sie so, als müsse sie sich mit ihrer Lage eben leider abfinden, aber nicht so, als hätte sie sich mit ihr angefreundet.

Einzig die letzten Szenen des Romans finde ich filmisch gut umgesetzt, da sie dann doch sehr deutlich zeigen, wie egal ihr der erschossene Mann ist und was für eine Priorität in dieser Ausnahmesituation ihre Tiere bzw. Luchs für sie haben. Leider spürt man die Wahrhaftigkeit dieser innigen Beziehung im Laufe des vorherigen Films kaum. Ich vermute, dass weder der Regisseur noch die Hauptdarstellerin sich wirklich in das Glück hineinversetzen können, was man beim innigen Zusammenleben mit Tieren empfinden kann, und dies eben dadurch auch nicht adäquat vermitteln konnten bzw. wollten. Für mich fungiert der Film daher einfach als Exempel für die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten ein und desselben Textes von eben unterschiedlich empfindenden Menschen, auch wenn der für die Zuschauer vorgegebene Interpretations-Blickwinkel der filmischen Umsetzung meines Erachtens nach dann doch zu eingeschränkt gewählt worden ist. Aber letztlich beruht auch mein Empfinden des Textes ja nur auf eigenen Erfahrungen und Empfindungen, auf meiner eigenen Wahrheit, die nur eine von vielen verschiedenen Wahrheiten ist, die nebeneinander koexistieren können und sollen. An

dieser Stelle möchte ich als Abschluss noch unbedingt ein geniales Zitat Jean Pauls zitieren, bei dem man „Definitionen“ bitte hier durch „Interpretationen“ ersetzen möge:

Doch wozu langes Ankämpfen gegen fremde Definitionen? Man stelle die eigne hin, und jene sterben an ihr von selber, *falls* sie taugt, wie Adlerfedern andere Federn in der Nähe zerstören. Es kann ohnehin ein Autor, wenn er auch sonst wünschte und vermöchte, nicht allen feindlichen Definitionen begegnen, da deren so viele und vielleicht erst nach seinem Tode gegen ihn auftreten und ausrücken, so daß er nach seinem Begräbnis zuletzt doch seiner eigenen immer den ganzen Sieg anheimstellen muß.²⁶⁵

Mehr gibt es dazu eigentlich nicht zu sagen.

²⁶⁵ Paul, Jean (1990): *Vorschule der Ästhetik*. Hamburg: Meiner. S. 104.

Fazit

Was bleibt also nach dieser langen Reise durch Gedanken über Tiere, Menschen und Literatur noch zu resümieren?

Ein kleiner Exkurs in die Philosophie Heinz von Foersters, der so treffend zwei Arten von Herangehensweisen an das Verstehen der Welt unterscheidet, soll an dieser Stelle die abschließenden Gedanken einstimmen. Von Foerster benennt nämlich zum einen die „Beobachter eines von ihnen unabhängigen Universums“, die durch die Mitteilung ihrer Ergebnisse das „gewaltige Gebäude orthodoxen Wissens“ errichtet haben.²⁶⁶ Laut ihm bezieht diese Position ihre Stärke zum einen durch ihr Vertrauen auf „Wahrheit“, also auf die Befähigung des Menschen, das Universum in seiner Einzigartigkeit exakt abbilden zu können, und auf „Objektivität“, also das scheinbare Nichteingehen der Eigenschaften des Beobachters in diese Abbildung. Dabei stellt er fest, dass die Kategorien „Wahrheit“ und „Objektivität“ die Popularität dieser Position begründen könnten, da Wahrheit Autorität begründe („Es ist, wie *ich* es sage!“) und Objektivität Verantwortung beseitige (Ich sage, wie es *ist!*“) und man nun anderen ohne Konsequenzen für sich selbst „Du sollst...!“ oder „Du darfst nicht...!“ sagen könne und damit Reflexivität ausgeschlossen werde. Nun kann man sich aber, statt die Beobachterposition einzunehmen, auch dafür entscheiden, *Teil* des Universums zu sein – „[...] dann entscheide ich hier und jetzt, daß immer dann, wenn ich etwas tue, nicht nur ich mich verändere, sondern auch das Universum sich verändert“ – durch das Einnehmen dieser Position würden man selbst und seine Handlungen untrennbar an alle anderen Menschen gebunden sein, was Voraussetzung zur Begründung einer Ethik sei.²⁶⁷

Als ein solcher Teil des Universums ist man meiner Meinung nach nicht nur mit seinen Handlungen an Menschen, sondern auch an Tiere gebunden – und durch diese Arbeit habe ich mich nicht nur selbst verändert, sondern werden sich in der Folge auch meine Umwelt und meine Mitindividuen verändern. Es ging mir weder darum, *die* Wahrheit über das Mensch-Tier-Verhältnis herauszufinden, noch den Anspruch auf Objektivität bei den Romaninterpretationen zu erheben. Vielmehr habe ich gelernt, dass es keine allgemeingültige Wahrheit gibt, weder bei den Versuchen, Tiere in irgendeiner Form zu definieren oder in Beziehung zum Menschen zu setzen, noch bei den Interpretationen von Literatur oder Filmen.

²⁶⁶ Vgl. Foerster, Heinz von (1993): *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*. Hrsg. von Siegfried J. Schmidt. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 352f.

²⁶⁷ Vgl. ebd. S. 353.

Während der mehrmonatigen Arbeit auf einer Esselfarm habe ich beispielsweise einst hautnah erlebt, wie sich Mensch und Tier aneinander annähern, aufeinander zu- und eingehen und miteinander befreunden können, um schließlich in einer friedlichen und beide Seiten bereichernden Symbiose zu leben. Zugleich erfuhr ich dort, wie nahe man sich selbst beim Leben in einer sehr ursprünglichen Natur und zusammen mit Tieren kommen kann – deshalb kann ich dem Leben der Erzählerin der *Wand* so viel Positives abgewinnen und es nicht als traurige Gefangenschaft interpretieren, deshalb verstehe ich, warum sich Emma zu ihren Schweinen in den Stall legt und sich mit ihrem Hahn unterhält. Es sind immer die individuellen Erfahrungen und Lebenswelten von uns, die uns zu bestimmten Sicht- oder Interpretationsweisen verleiten, und die niemals den Anspruch erheben können, objektiv richtig oder falsch zu sein, die aber für uns *selbst* doch immer in genau diesem Moment wahr sind.

Auch habe ich – vor allem durch den Fokus auf die Parallelen von Frauen und Tieren – gelernt, welche implizite Macht und Wirkung Texte haben können, wie das, was zwischen den Zeilen steht, die realen Lebenswelten der Leser beeinflussen kann und wie sehr sich immer ein genauere Blick hinter die Kulissen lohnt, da oft viel mehr in einem Text verborgen sein kann, als man auf den ersten Blick verstanden zu haben glaubt.

So wurde mir bewusst, wie wichtig es ist, bestimmte – für einen selbst längst bewährte Dinge – aus neuen und anderen Blickwinkeln zu betrachten, und dass es nie festes und konstantes, sondern nur fließendes Wissen gibt, das stets in Bewegung ist und sich immer wieder neu formiert, die *eigene* und subjektive Wahrheit also demnach auch stets im Fluss und variabel – jedenfalls nie für immer konstant – ist, und dass man sich stets offen halten sollte für neue Eindrücke und Perspektiven. Und dabei ist es nicht nur die Wissenschaft, die so etwas vermitteln kann, sondern auch aus dem Reichtum der eigenen Lebenserfahrungen sollte geschöpft und dies durchaus auch in den wissenschaftlichen Kontext bzw. die Arbeit einbezogen werden. Dies könnte die Wissenschaft ungemein bereichern und gehört auch zu meinem Verständnis von *interdisziplinärem* Arbeiten. So wie die Lehre des Lebens selbst eine Disziplin ist, die bei allen theoretischen Verflechtungen nie außer Acht gelassen werden sollte, können wiederum Erkenntnisse, die aus der wissenschaftlichen Arbeit gezogen werden, wiederum das eigene Leben anregen. Ganz bestimmt gehört aber auch Mut dazu, der orthodox-objektiven Wissensbastion etwas entgegenzusetzen, das sich nicht blind an erklärten Wahrheiten und festgelegten Kategorien orientiert, sondern diese zu dekonstruieren und die Sicht auf die Welt ganz neu zu erfassen versucht. Und es ist gar nicht so einfach, sich aus den

üblichen Mustern und Verfahrensweisen zu lösen, so sehr ist man schon in diese verflochten, es erfordert eine ständige Achtsamkeit beim Arbeiten und ist eine große Herausforderung.

Aus meiner eigenen Lebenswelt habe ich interessanterweise, passend zu meinem gewählten Thema, auch eine eigene, ganz praktische Erfahrung am eigenen Leib machen dürfen, die ich noch kurz erwähnen möchte. Nun schon weit über anderthalb Jahre – und zwischenzeitlich auch genau parallel zur Beschäftigung mit der Thematik – stille ich bereits Tag und Nacht meinen Sohn nach Bedarf, was mir immer wieder ganz einzigartige Momente bescherte und noch immer beschert, in denen ich vollständig vergessen kann, ein Mensch zu sein. Niemals zuvor bin ich mir selbst und meinem ursprünglichen Wesen so nahe gekommen, niemals habe ich mich stärker auf meine Instinkte einlassen und mich von diesen leiten lassen können, niemals zuvor habe ich mich den Tieren und mir selbst, als Teil der Natur, näher gefühlt. In einer unbeschreiblichen Tiefe und Nähe verbunden sind wir dabei Menschenfrau und Menschenkind, Tiermutter und Tierkind zugleich. Dass jedoch die Säuglingsernährung und Bedürfnisbefriedigung mittels Nuckel und künstlicher Flaschennahrung im westlichen Kulturkreis mittlerweile bereits gesellschaftlich weit akzeptierter zu sein scheint als das lange (oder gar öffentliche!), eigentlich aber absolut menschenkindgerechte Stillen eines Babys über einen bestimmten Zeitraum hinaus zeigt mir als nur *ein* Beispiel der immer größer werdenden Kluft zwischen Mensch und Tier, wie stark diese künstliche Barriere zwischen den beiden von Seiten des Menschen aufgespannt und forciert wird. Statt auf seine natürlichen Fähigkeiten als Mutter zu vertrauen, wird lieber auf die Regeln und Behauptungen der kommerziellen Babynahrungsindustrie gehört und sich auf die Bequemlichkeit und Schnellebigkeit der modernen Zeit eingelassen, in der zum Beispiel die mit Fläschchen großgezogenen Kinder meist so schnell durchschlafen, wie es von der heutigen, funktionsorientierten Gesellschaft gerade noch so akzeptiert wird. Dass ein menschlicher Säugling – wie jedes andere gesäugte Tierkind auch – ebenfalls noch absolut von seinen Instinkten geleitet wird, wird aberkannt und sollte ihm möglichst zeitnah aberzogen werden, um ein schnell funktionierendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden; nur dann gibt es viel Anerkennung von der „breiten Masse“. Mit diesem Eindruck wurde ich jedenfalls leider oft in all der Zeit konfrontiert. Wenn man stillt, hört man am häufigsten die Frage, wann denn nun eigentlich endlich abgestillt werde. Wie schade! Wo es auf diesem langsameren und vielleicht manchmal etwas unbequemerem Weg doch viel mehr zu entdecken und erspüren gibt, für alle Beteiligten... Aber der Mensch verlässt sich anscheinend tatsächlich immer weniger auf seine eigenen Urinstinkte und auf seine tierlichen Wurzeln,

geschweige denn dass er sie überhaupt noch hört oder wahrnimmt. Deswegen kamen mir oft auch sämtliche gelesenen philosophischen Versuche, die Menschen irgendwie in Beziehung zu den Tieren zu setzen, im Vergleich zu meinen Gefühlen während des Stillens beinahe lächerlich und auf jeden Fall sehr bemüht und lebensfremd vor. Ich denke, die Antwort könnte viel einfacher sein und liegt bereits in uns selbst.

Und hier bin ich wieder bei den Romanen, denn beide stellen für mich eben genau einen Versuch dar, gerade zu dieser Ursprünglichkeit zurückzufinden, sie nicht als abnormal oder komisch darzustellen, sondern auf eine Weise, die impliziert, dass diese Form des Lebens, Miteinanderlebens und des Vertrauens in sein inneres Gefühl eine natürliche ist, die glücklich machen kann, trotz oder gerade wegen ihrer Einfachheit und Ursprünglichkeit. Vielleicht bewirken die Romane bei manchen Lesern, sich bestätigt in ihrem Handeln zu fühlen, vielleicht können sie andere Menschen, die anders leben, inspirieren und ihnen zumindest eine Ahnung eines neuen und anderen Lebensgefühls vermitteln. In beiden Romanen wird meines Empfindens nach als wichtigste Botschaft implizit vermittelt, sich Zeit für sich selbst zu nehmen, auf sein inneres Gefühl zu hören und sich von diesem leiten zu lassen beim Gehen des eigenen Weges, ungeachtet der Meinung anderer. Emma war von Anfang an stark genug dafür, so zu handeln, die Erzählerin der *Wand* konnte erst abgekoppelt von der sie einengenden und beschränkenden Umwelt zu ihrer persönlichen inneren Freiheit und gelebten Lebensphilosophie kommen – beide aber werden vom Prinzip der Liebe geleitet. Die Tiere leisten jeweils dazu einen entscheidenden Beitrag und werden als dem Menschen absolut gleichwertige Lebewesen dargestellt, mit denen ein Zusammenleben in einer freundschaftlichen Symbiose für beide Seiten sehr bereichernd sein kann. Außerdem wird in beiden Werken einer guten und respektvollen Behandlung von Tieren mit einer beispielhaften Selbstverständlichkeit begegnet und dies den Lesern somit implizit suggeriert.

Ansätze und Aspekte aus dem Bereich der Tierstudien auf eine literarische Analyse anzuwenden, habe ich also alles in allem als ein lohnenswertes Unterfangen empfunden, dem noch viel Potenzial innewohnt. Die Beschäftigung mit den Tierstudien allein hat bereits so viele interessante Anregungen geboten, dass ich es als sehr schwierig empfunden habe, mich bei der Auswahl einzuschränken und dadurch letztendlich nur Teile der eingangs umrissenen Theorien unmittelbar auch auf die Romane Anwendung gefunden haben. Trotzdem denke ich, dass eine solche Annäherung an dieses Thema durchaus legitim ist, da eine Forschung über Tiere konkret in der Literatur kaum etabliert ist und eine interdisziplinäre Annäherung, die

sich auch grundsätzlich zunächst mit dem Mensch-Tier-Verhältnis auseinandersetzt und dieses von unterschiedlichen Standpunkten aus beleuchtet, bevor man zur Analyse der Fiktionalität übergeht, schon als gerechtfertigt und anschlussfähig angesehen werden kann.

Im Kapitel 2.1.3.2 habe ich bereits die Idee Julie Ann Smiths erwähnt, im Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung über Tiere auch Menschen, die sich intensiv – aber eben nicht auf wissenschaftlicher Basis – mit Tieren beschäftigen, zu Wort kommen zu lassen. Da die Tiere selbst ja schlecht zu (menschlichem) Wort kommen können, könnte ich mir für eine künftige Analyse ebenfalls interessant vorstellen, Meinungen und Eindrücke von ganz unterschiedlichen Lesern mit ganz unterschiedlichen Erfahrungshorizonten (eben gerade auch, was das Thema Tier betrifft, aber nicht nur) direkt mit einzubeziehen und einfließen zu lassen. Ich finde, solch subjektive Leseindrücke haben nicht weniger Berechtigung als wissenschaftlich fundierte Interpretationen von Forschern und könnten eine große Bereicherung darstellen sowie vielleicht, auch während der Verschmelzung mit bestimmten Theorien, ganz neue Perspektiven eröffnen sowie eine neue Methodik und Vorgehensweise beim Arbeiten erfordern. In jedem Fall wäre es wohl eine angenehme Erfrischung des wissenschaftlichen Texts an sich und ein interessantes Experiment mit spannendem Ausgang. Auch das Konzept der strengen Wissenschaft(-lichkeit) an sich bzw. der wissenschaftlichen Arbeitsweise könnte so eine Überarbeitung oder gar Dekonstruktion erfahren.

Nun habe ich mich also tatsächlich – ganz ähnlich wie der eingangs erwähnte Hans Castorp – von allerhand Theorien und Meinungen mitreißen lassen, um nun, wie auch er am Romanende des Zauberbergs, abrupt wieder in der Realität zu landen. Jetzt wird sich zeigen, was von alledem übriggeblieben ist, wie sich meine Lebenswelt davon beeinflussen lassen wird und auf welche Weise wiederum andere Mitindividuen daran teilnehmen werden.

An dieser Stelle werde ich also abrechnen und, wie Heinz von Foerster es so schön formulierte, das Leben besser wieder „in vivo“ ergründen, statt es „in vitro“ zu studieren.²⁶⁸ Mein kleiner Sohn wartet schon auf mich – vielleicht lese ich ihm ja aus dem *Waldhaus* vor...

Ein Nachtrag

Vor nicht allzu langer Zeit besuchte ich mit meinem Sohn eher zufällig ein Gestüt hier ganz in der Nähe – die Besitzer wollten uns ein erst kürzlich geborenes Ponyfohlen zeigen. Es war mehr als faszinierend mit anzusehen, wie Jascha und das kleine Fohlen ganz frei auf der Koppel miteinander umgingen. Von größter Neugierde überwältigt und vorangetrieben

²⁶⁸ Foerster 1993, S. 117.

spielten sie – ganz für sich – lustige Spielchen miteinander, machten Wettläufe, lernten sich kennen, hatten sich gern. Die einzigen beiden, die es ab und an ein wenig mit der Angst zu tun bekamen, waren die Mutter des Ponys und ich – und zwar in Situationen, in denen ich (nicht Jascha!) der Ponystute zu dicht an das Fohlen herantrat oder meinerseits, wenn mein Sohn zum Beispiel gerade direkt hinter dem Fohlen stand – ich dachte, es müsste doch jeden Moment nach ihm ausschlagen, austreten oder doch ihn doch wenigstens, wenn auch aus Versehen, einmal umrennen.

Der Besitzer betrachtete die ganze Szenerie amüsiert und nahm mir meine Angst – das Austreten gäbe es noch nicht bei so jungen Fohlen, das käme alles erst aufgrund schlechter Erfahrungen mit Menschen oder falscher Behandlung von ihren Haltern. In ihrer frühen Kindheit jedoch wären sie noch dazu in der Lage, ganz und gar unbefangen einen neuen Menschen kennenzulernen. Genau aus diesem Grunde sei auch die Ponystute ab und an ängstlich gewesen, weil die Tiere den Menschen aufgrund ihrer gemeinsamen Vorgeschichte oft nie ganz vertrauten. Er versicherte mir, dass die beiden jungen Spielkameraden schon ganz genau wüssten, was sie tun, und sich niemals einander etwas antun würden – dazu gäbe es keinen Grund, sie seien doch genau von der gleichen Sorte.

Als ich mich dann endlich entspannte, konnte ich zurückgelehnt die schönsten Spiele der beiden beobachten und einen sehr intensiven und herrlichen Moment erleben, der mir mehr als deutlich zeigte, wie nah sich Mensch und Tier eigentlich sind, aber auch wie fremd sie sich doch heutzutage oft schon geworden sind und wie viel an Urvertrauen zwischen den beiden bereits verloren gegangen ist.

Für mich steht fest, dass der Kontakt zwischen Tier und Mensch unersetzlich, wunderschön und äußerst wichtig ist und beide Seiten davon profitieren können – solange der Mensch dem Tier die Möglichkeit gibt, ihm endlich wieder vertrauen zu können. Ein solches Vertrauen zu schaffen und aufrechtzuerhalten, kann der Grundstein sein für ein friedliches und bereicherndes Miteinander in dieser oft so gefühlsarmen Welt. Das Fohlen werden wir jedenfalls noch öfter besuchen – und es wird mich immer daran erinnern, diesem Grundsatz treu zu bleiben.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Haushofer, Marlen (2012): *Die Wand*. Roman. Mit einem Nachwort von Klaus Antes. 14. Aufl. Berlin: List.
Schreiber, Claudia (2003): *Emmas Glück*. Roman. Leipzig: Reclam.

Sekundärliteratur

Agamben, Giorgio (2003): *Das Offene. Der Mensch und das Tier*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Allert, Tilman (2002): *Liebe ohne Ambivalenz. Zur kommunikativen Funktion von Tieren*. In: Bilstein, Johannes (Hg.): *Das Tier in mir. Die animalischen Ebenbilder des Menschen*; [erschieden anlässlich der Ausstellung Das Tier in mir - die Animalischen Ebenbilder des Menschen vom 26. Januar - 01. April 2002 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden]. Köln: König, S. 125–152.

Baenninger, Ronald (1995): *Some consequences of animal domestication for humans*. In: *Anthrozoös. A Multidisciplinary Journal of animal domestication for humans* (Vol. 8, Nr. 2), S. 69–77.

Baker, Stephen (2000): *The Fiction of Postmodernity*. Edinburgh: University Press.

Berger, John (Hg.) (1980): *About Looking*. London: Pantheon Books.

Berger, John (1980): *Why Look At Animals?* Geschrieben 1977 für das Magazin *The New Statesman*, neu aufgelegt in: Berger, John (Hg.): *About Looking*. London: Pantheon Books, S. 1–26.

Bergler, Reinhold (1986): *Mensch und Hund. Psychologie einer Beziehung*. Köln: edition agrippa.

Bilstein, Johannes (Hg.) (2002a): *Das Tier in mir. Die animalischen Ebenbilder des Menschen*; [erschieden anlässlich der Ausstellung Das Tier in mir - die Animalischen Ebenbilder des Menschen vom 26. Januar - 01. April 2002 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden]. Köln: König.

Bilstein, Johannes (2002b): *Unsere Tiere*. In: Bilstein, Johannes (Hg.): *Das Tier in mir. Die animalischen Ebenbilder des Menschen*; [erschieden anlässlich der Ausstellung Das Tier in mir - die Animalischen Ebenbilder des Menschen vom 26. Januar - 01. April 2002 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden]. Köln: König, S. 14–31.

Bilstein, Johannes; Winzen, Matthias (2002): *Vorwort*. In: Bilstein, Johannes (Hg.): *Das Tier in mir. Die animalischen Ebenbilder des Menschen*; [erschieden anlässlich der Ausstellung Das Tier in mir - die Animalischen Ebenbilder des Menschen vom 26. Januar - 01. April 2002 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden]. Köln: König, S. 9–12.

Birke, Lynda (1994): *Feminism, Animals and Science. The Naming of the Shrew*. Buckingham: Open University Press.

Böhme, Hartmut (Hg.) (2004): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3).

Bormann, Alexander von (Hg.) (1987): *Sehnsuchtsangst: Zur österreichischen Literatur der Gegenwart*. Colloquium an der Universität von Amsterdam. Amsterdam: Rodopi.

Brantz, Dorothee; Mauch, Christof (Hg.) (2008): *Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne*. 1. Aufl. Paderborn: Schöningh Paderborn.

Braun, Christina von (Hg.) (2009): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. 2., überarb und erg. Aufl. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.

Braun, Christina von; Stephan, Inge (2009): *Gender@Wissen. Einführung*. In: Braun, Christina von (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. 2., überarb und erg. Aufl. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 7–46.

Breger, Claudia (2009): *Identität*. In: Braun, Christina von (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. 2., überarb und erg. Aufl. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 47–65.

Brüder Grimm (DDR 1980): *Das Waldhaus. Ein Beschäftigungsbuch zur Selbstanfertigung von Stabpuppen und Szenerien*. 3. Aufl. Niederwiesa: Karl Nitzsche.

- Brüns, Elke (1998): *Aussenstehend, ungelenkt, kopfüber weiblich. Psychosexuelle Autorpositionen bei Marlen Haushofer, Marieluise Fleisser und Ingeborg Bachmann*. Stuttgart: Metzler (Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 48).
- Bryant, Clifton (1993): *On the Trail of the Centaur. Toward an Amplified Research Agenda for the Study of the Human-animal Interface*. In: Hicks, E. (Hg.): *Science and the Human-animal Relationship*. Amsterdam: Siswo, S. 13–38.
- Bühler, Benjamin; Rieger, Stefan (2006): *Vom Übertier. Ein Bestiarium des Wissens*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bujok, Melanie (2007): *Zur Verteidigung des tierlichen und menschlichen Individuums. Das Widerstandsrecht als legitimer und vernünftiger Vorbehalt des Individuums gegenüber dem Sozialen*. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 310–343.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.) (2011a): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie).
- Chimaira Arbeitskreis (2011b): *Eine Einführung in Gesellschaftliche Mensch-Tier-Verhältnisse und Human-Animal Studies*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 7–42.
- Chotulaj, Bożena (1999): *Alltag als Enge in deutschen Prosawerken vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Warszawa: Inst. Germanistyki Uniw. Warszawskiego, Wydział Neofilologii.
- Cremerius, Johannes (Hg.) (1989): *Untergangphantasien*. Würzburg: Königshausen und Neumann (Freiburger literaturpsychologische Gespräche, 8).
- Cremerius, Johannes [u.a.] (Hg.) (1994): *Trennungen*. Besorgt von Franz Josef Knelangen und Wolfram Mauser. Würzburg: Königshausen und Neumann (Freiburger literaturpsychologische Gespräche, 13).
- Cuomo, Christine J. (1998): *Feminism and ecological communities. An ethic of flourishing*. London, New York: Routledge.
- Derrida, Jacques (2010): *Das Tier, das ich also bin*. Wien: Passagen.
- Deuber-Mankowsky, Astrid (2009): *Natur/Kultur*. In: Braun, Christina von (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. 2., überarb und erg. Aufl. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 200–219.
- Dinzelbacher, Peter (Hg.) (2000): *Mensch und Tier in der Geschichte Europas*. Stuttgart: Kröner.
- Duden, Anne [u.a.] (Hg.) (1986): „Oder war da manchmal noch etwas anderes?“ Texte zu Marlen Haushofer. Frankfurt: Verlag Neue Kritik.
- Ebeling, Smilla; Schmitz, Sigrid (Hg.) (2006): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften (Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung, Bd. 14).
- Ebeling, Smilla; Schmitz, Sigrid; Bauer, Robin (2006): *Tierisch menschlich - Ein ungeliebter Dualismus und seine Wirkungen*. In: Ebeling, Smilla; Schmitz, Sigrid (Hg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften (Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung, Bd. 14), S. 347–362.
- Eitler, Pascal (2009): *In tierischer Gesellschaft. Ein Literaturbericht zum Mensch-Tier-Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert*. In: *Neue Politische Literatur* 54, S. 207–224.
- Ensminger, Audrey H. (1995): *The concise encyclopedia of foods & nutrition*. Boca Raton, Fla: CRC Press.
- Foerster, Heinz von (1993): *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*. Hrsg. von Siegfried J. Schmidt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frei Gerlach, Franziska (1998): *Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden*. Berlin: E. Schmidt (Geschlechterdifferenz & Literatur, 8).
- Fudge, Erica (2002): *A Left-Handed Blow. Writing the History of Animals*. In: Rothfels, Nigel (Hg.): *Representing animals*. Bloomington: Indiana University Press (Theories of contemporary culture, v. 26), S. 3–18.

- Haraway, Donna (1995a): *Primatologie ist Politik mit anderen Mitteln*. In: Orland, Barbara; Schleich, Elvira (Hg.): *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Gender studies, 1727), S. 136–197.
- Haraway, Donna (1995b): *Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften*. In: Haraway, Donna; Hammer, Carmen; Stiess, Immanuel (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main, New York: Campus Verl., S. 33-72.
- Haraway, Donna (1995c): *Situiertes Wissen*. In: Haraway, Donna; Hammer, Carmen; Stiess, Immanuel (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main, New York: Campus Verl., S. 73–97.
- Haraway, Donna; Hammer, Carmen; Stiess, Immanuel (Hg.) (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main, New York: Campus Verl.
- Hastedt, Sabine (2011): *Die Wirkungsmacht konstruierter Andersartigkeit. Strukturelle Analogien zwischen Mensch-Tier-Dualismus und Geschlechterbinarität*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 191–214.
- Haushofer, Marlen; Dunkl, Dora (1986): *"Meine Bücher sind alle verstoßene Kinder". Ein Gespräch mit Dora Dunkl*. In: Duden, Anne [u.a.] Hg.): *„Oder war da manchmal noch etwas anderes?“ Texte zu Marlen Haushofer*. Frankfurt: Verlag Neue Kritik, S. 134–136.
- Heitmann, Annegret; Heizmann, Wilhelm; Rehm, Ortrun (2007): *Tiere in skandinavischer Literatur und Kulturgeschichte. Repräsentationsformen und Zeichenfunktionen*. Freiburg: Rombach (Rombach Wissenschaft. Reihe Nordica, Bd. 13).
- Hicks, E. (Hg.) (1993): *Science and the Human-animal Relationship*. Amsterdam: Siswo.
- Hildebrandt, Swetlana (2011): *Vergeschlechtlichte Tiere. Eine queer-theoretische Betrachtung der Gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisse*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 215–242.
- Hoffmann, Arnd (2007): *"Ein Königstiger als Vegetarianer". Zur Kritik an der Utopielosigkeit von Antispeziesismus und Veganismus*. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 172–205.
- Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W. (1969): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Janshen, Doris (1996): *Frauen, Männer und dann auch noch die Tiere. Zur kulturellen Integration des "Animalischen"*. In: Modelmog, Ilse; Kirsch-Auwärter, Edit (Hg.): *Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen*. Freiburg i. Br: Kore (Forum Frauenforschung, Bd. 9), S. 265–281.
- Jauch, Ursula Pia (2004): *"Les animaux plus que machines"? Von Maschinentieren, Tierautomaten und anderen bestialischen Träumereien. Einige Anmerkungen aus philosophischer Sicht*. In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 237–249.
- Kampmann, Sabine: *Geliebtes Schwein. Babe, Piggy & Co*. S. 47. In: Stiftung Schloss Neuhardenberg; Macho, Thomas (Hg.): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: Nicolai, S. 42-49.
- Kassung, Christian (2006): *Das große Fressen. Vom Schweinebraten bis zur Mastanlage*. In: Stiftung Schloss Neuhardenberg; Macho, Thomas (Hg.): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: Nicolai, S. 102–109.
- Knapp, Mona; Labrousse, Gerd (Hg.) (1989): *Frauen-Fragen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*. Amsterdam, Atlanta, GA: Rodopi (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 29-1989).
- Körner, Jürgen (2004): *Die Verwendung des Tieres in der Tierliebe*. In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 273–281.
- Kurth, Markus (2011): *Von mächtigen Repräsentationen und ungehörten Artikulationen. Die Sprache der Mensch-Tier-Verhältnisse*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 85–120.

- Latour, Bruno (2010): *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Aus dem Franz. von Gustav Roßler. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leslie, Esther; Watson, Ben (2007): *Tiere, Geschichte und Kunsttriebe*. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 206–225.
- Lorenz, Konrad (1989): *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*. Orig.-Ausg., 21. Aufl. München: Piper.
- Macho, Thomas (2004): *Einführung. Ordnung, Wissen, Lernen. Wie hängt das Weltbild der Menschen von den Tieren ab?* In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 73–78.
- Macho, Thomas (2006a): *Das Schwein im Haus. Domestikation und Haltung*. In: Stiftung Schloss Neuhausen; Macho, Thomas (Hg.): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: Nicolai, S. 20–31.
- Macho, Thomas (2006b): *Kronen der Schöpfung. Arme Schweine?* In: Stiftung Schloss Neuhausen; Macho, Thomas (Hg.): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: Nicolai, S. 6–9.
- Mann, Thomas (2003): *Der Zauberberg*. Lim. Sonderaufl. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Maurizi, Marco (2007): *Die Zähmung des Menschen*. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 109–124.
- Meyer, Heinz (2000): *19./20. Jh.* In: Dinzelbacher, Peter (Hg.): *Mensch und Tier in der Geschichte Europas*. Stuttgart: Kröner, S. 404–568.
- Mittelstraß, Jürgen (1989): *Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Modelmog, Ilse; Kirsch-Auwärter, Edit (Hg.) (1996): *Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen*. Freiburg i. Br: Kore (Forum Frauenforschung, Bd. 9).
- Morrien, Rita (1996): *Weibliches Textbegehren bei Ingeborg Bachmann, Marlen Haushofer und Unica Zürn*. Würzburg: Königshausen & Neumann (Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 193).
- Münch, Paul (1998): *Tiere und Menschen. Ein Thema der historischen Grundlagenforschung*. In: Münch, Paul; Walz, Rainer (Hg.): *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses*. Paderborn: F. Schöningh, S. 9–36.
- Münch, Paul; Walz, Rainer (Hg.) (1998): *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses*. Paderborn: F. Schöningh.
- Nietzsche, Friedrich (1980): *Die fröhliche Wissenschaft*. In: Nietzsche, Friedrich: *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von Karl Schlechta. München, Wien: C. Hanser (3).
- Nietzsche, Friedrich (Hg.) (1980): *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von Karl Schlechta. München, Wien: C. Hanser (3).
- Nolte, Anke (1992): *Marlen Haushofer. "... und der Wissende ist unfähig zu handeln": weibliche Mittäterschaft und Verweigerung in ihren Romanen*. Münster, New York: Waxmann (Waxmann Portrait).
- Orland, Barbara; Scheich, Elvira (1995): *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Gender studies, 1727).
- Paul, Jean (1990): *Vorschule der Ästhetik*. Hamburg: Meiner.
- Pearson, Susan; Weismantel, Mary (2008): *Gibt es das Tier? Sozialtheoretische Reflexionen*. In: Brantz, Dorothee; Mauch, Christof (Hg.): *Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne*. Paderborn: Schöningh Paderborn, S. 379–399.
- Pollack, Ulrike (2009): *Die städtische Mensch-Tier-Beziehung. Ambivalenzen, Chancen und Risiken*. Berlin: Univ.-Verl. der TU, Univ.-Bibliothek (Soziale Regeln, 6).
- Pscheidl, Carolin (2009): *Lachen und Lächeln im "Zauberberg". Eine Untersuchung insbesondere zur Sonderstellung des Lodovico Settembrini*. Bachelorarbeit. Otto-von-Guericke Universität Magdeburg.
- Roebeling, Irmgard (1989a): *Arche ohne Noah. Untergangsdiskurs und Diskursuntergang in Marlen Haushofers Roman "Die Wand"*. In: Cremerius, Johannes (Hg.): *Untergangsphantasien*. Würzburg: Königshausen und Neumann (Freiburger literaturpsychologische Gespräche, 8), S. 74–91.

- Roebing, Irmgard (1989b): *Drachenkampf aus der Isolation oder Das Fortschreiben geschichtlicher Selbsterfahrung in Marlen Haushofers Romanwerk*. In: Knapp, Mona; Labrousse, Gerd (Hg.): *Frauen-Fragen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*. Amsterdam, Atlanta, GA: Rodopi (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 29-1989), S. 275–322.
- Roebing, Irmgard (1989c): *Ist "Die Wand" von Marlen Haushofer eine weibliche Robinsonade?* In: *Diskussion Deutsch. Zeitschrift für Deutschlehrer aller Schulformen in Ausbildung und Praxis* 20, S. 48–58.
- Roebing, Irmgard (1994): *Weiblichkeit als Maskerade zur Besänftigung der Dämonen. Einheit und Trennung in Marlen Haushofers Roman "Die Mansarde"*. In: Cremerius, Johannes [u.a.] (Hg.): *Trennungen*. Besorgt von Franz Josef Knelangen und Wolfram Mauser. Würzburg: Königshausen und Neumann (Freiburger literaturpsychologische Gespräche, 13), S. 163–185.
- Röcklinsberg, Helena (2001): *Das seufzende Schwein. Zur Theorie und Praxis in deutschen Modellen zur Tierethik*. Erlangen: Fischer (Tierrechte - Menschenpflichten, Bd. 6).
- Rogausch, Günther (2007): *Tierliebe, Tierschutz und Noblesse Oblige als Manifestation des Speziesismus. Ein Plädoyer für Ideologiekritik statt "Tierethik"*. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 344–373.
- Roscher, Mieke (2007): *"What will they be doing next, educating cows?" Überlegungen zur Nutzung der Frau-Tier-Natur-Gleichsetzung*. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl., S. 233–253.
- Rose, Hilary (1994): *Love, Power and Knowledge. Towards a Feminist Transformation of the Sciences (Race, Gender and Sciences)*. Indiana: University Press.
- Rothfels, Nigel (Hg.) (2002): *Representing animals*. Bloomington: Indiana University Press (Theories of contemporary culture, v. 26).
- Ruffing, Reiner (2009): *Bruno Latour*. Paderborn: W. Fink.
- Schneider, Helmut; Huttenlau, Erwin: *Das Grundschulkind versucht sich an Tieren*. In: *Unterricht Biologie*, 10 (1986) 111, S. 13-16.
- Schwarte, Ludger (2004): *Einführung. Animalität - Wie werden wir zum Tier?* In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 209–215.
- Schweitzer, Albert (1982): *Die Ehrfurcht vor dem Leben. Grundtexte aus fünf Jahrzehnten*. München: C. H. Beck.
- Serpell, James (1990): *Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie*. Zürich, Stuttgart, Wien: Albert Müller.
- Shapiro, Kenneth J. (2002): *Editor's Introduction: The State of Human-Animal Studies: Solid, ath the Margin!* In: *Society & Animals. Journal of human-animal studies* (10), S. 331–337.
- Smith, July A. (2008): *Hund erlebt zum 400sten Mal hintereinander den besten Tag seines Lebens. Das Tier als Phänomen in der Kulturwissenschaft*. In: Brantz, Dorothee; Mauch, Christof (Hg.): *Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne*. Paderborn: Schöningh Paderborn, S. 325–340.
- Staguhn, Gerhard (1996): *Tierliebe. Eine einseitige Beziehung*. München, Wien: Carl Hanser Verlag.
- Stark, Andreas (2010): *Zur Koproduktion von Raum und Speziesismus. Räumliche (An)Ordnungen und gesellschaftliche Mensch-Tier-Verhältnisse*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Berlin.
- Stephan, Inge; Weigel, Sigrid (Hg.) (1983): *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*. Berlin: Argument.
- Stephan, Inge; Venske, Regula; Weigel, Sigrid (Hg.) (1987): *Frauenliteratur ohne Tradition? Neun Autorinnenporträts*. Originalausg. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch (Die Frau in der Gesellschaft).
- Stern, Horst (Hg.) (1974): *Mut zum Widerspruch. Reden und Aufsätze*. München: Kindler.
- Stern, Horst (1974): *Tiere zwischen Vermenschlichung und Vermassung. Eine Rede über die Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung, gehalten vor dem 11. Deutschen Tierärztetag im April 1974 in Berlin*. In: Horst Stern (Hg.): *Mut zum Widerspruch. Reden und Aufsätze*. München: Kindler, S. 11–34.
- Stiftung Schloss Neuhardenberg; Macho, Thomas (Hg.) (2006): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: Nicolai.

Strigl, Daniela (2007): *"Wahrscheinlich bin ich verrückt ..." Marlen Haushofer - die Biographie*. Ungekürzte, verb. Ausg., 1. Aufl. Berlin: List.

Thüsen, Joachim von der (1987): *Die Stimme hinter der Wand. Über Marlen Haushofer*. In: Bormann, Alexander von (Hg.): *Sehnsuchtsangst: Zur österreichischen Literatur der Gegenwart*. Colloquium an der Universität von Amsterdam. Amsterdam: Rodopi, S. 157–170.

Venske, Regula (1987): *"... das Alte verloren und das Neue nicht gewonnen..." Marlen Haushofer*. In: Stephan, Inge; Venske, Regula; Weigel, Sigrid (Hg.): *Frauenliteratur ohne Tradition? Neun Autorinnenporträts*. Originalausg. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch (Die Frau in der Gesellschaft), S. 99–130.

Weigel, Sigrid (1983): *Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis*. In: Stephan, Inge; Weigel, Sigrid (Hg.): *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*. Berlin: Argument, S. 83–137.

Wiedenmann, Rainer E. (2009): *Tiere, Moral und Gesellschaft. Elemente und Ebenen humanimalischer Sozialität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage, Wiesbaden.

Wippermann, Wolfgang; Berentzen, Detlef (1999): *Die Deutschen und ihre Hunde. Ein Sonderweg der Mentalitätsgeschichte?* München: Siedler.

Wirth, Sven (2011): *Fragmente einer anthropozentrismus-kritischen Herrschaftsanalytik. Zur Frage der Anwendbarkeit von Foucaults Macht Konzepten für die Kritik der hegemonialen Gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisse*. In: Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies (Hg.): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 43–84.

Witt-Stahl, Susann (Hg.) (2007): *Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere*. Aschaffenburg: Alibri-Verl.

Wolf, Jean-Claude (2004): *Menschen sind Tiere. Über die Schwierigkeit, Tierrechte zu begründen*. In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 301–317.

Wolf, Jean-Claude (2005): *Tierethik. Neue Perspektiven für Menschen und Tiere*. 2., durchges. Aufl. Erlangen: Fischer (Tierrechte - Menschenpflichten, Bd. 11).

Wulf, Christoph (2004): *Einführung. Wozu dienen Tiere? Zur Anthropologie der Tiere*. In: Böhme, Hartmut (Hg.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), S. 161–167.

Internetquellen

- Interview mit Heinz von Foerster: <http://youtu.be/2KnPBg-tanE> Stand: 20.02.2014
- Fakten zur Massentierhaltung in Deutschland, MDR: <http://www.mdr.de/sachsenpiegel/massentierhaltung100.html> Stand: 24.01.2014
- Heimtierhaltung in Deutschland 2012, PETcom. <http://www.petcom.at/deutschland/marktdaten/Heimtier-Populationen/Heimtierhaltung-in-Deutschland-2012.html> Stand: 24.01.2014
- Fotodesign Mara Thöne. Zur Farbensymbolik: <http://www.mara-thoene.de/html/farbensymbolik.html> Stand: 31.01.2013
- „Der weltweite Schlachthof“. Statistik aus dem Jahre 2012. <http://www.heute.de/ZDF/zdfportal/blob/31411940/5/data.jpg> Stand: 10.02.2014, Statistik aus dem Jahre 2012.
- „So viel Fleisch isst ein Deutscher in seinem Leben“. Grafik: <http://img.welt.de/img/deutschland/crop123700328/7658725254-ci3x2l-w620/DWO-Fleischatlas-Verbrauch-K.jpg> Stand: 10.02.2014
- Sylvia Prokop: „Frauen stillen Tierbabys“. <http://suite101.de/article/frauen-stillen-tierbabys-a93360> Stand 11.02.2014
- Bericht über die erschossene Giraffe im Kopenhagener Zoo, Die Welt: <http://www.welt.de/vermischtes/kurioses/article124673975/Giraffe-Marius-wegen-Inzuchtgefahr-erschossen.html> Stand: 15.03.2014
- Bericht über die erschossene Giraffe im Kopenhagener Zoo, Der Tagesspiegel: <http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/streit-um-kopenhagener-zoo-giraffe-getoetet-und-an-loewen-verfuettert/9460720.html> Stand: 15.03.2014